

1990.2

Inhalt

- Entwürfe für Zinnfiguren von Johannes Wüsten.
Entstanden im Pariser Exil 50
- Die Mönchsorden und ihre Kleidung im Mittelalter 58
- Farbstoffe und Färberei im Mittelalter 70
- Die römischen limites – Imperiales Verteidigungswerk gegen
gentile Expansivkraft 75
- Der Limes in Germanien und der Versuch einer Darstellung
mit Zinnfiguren 85
- Der Dreißigjährige Krieg aus der Sicht
der kursächsischen Stadt Leipzig 89
- Bemerkungen zum Dioramenbau 95
- Neue Figuren 99
- Berichte 106



Johannes Wüsten, Selbstbildnis mit der Stadt Görlitz im Hintergrund, 1930, Kupferstich
Städtische Kunstsammlungen Görlitz

Entwürfe für Zinnfiguren von Johannes Wüsten Entstanden im Pariser Exil

Der Maler, Grafiker und Schriftsteller Johannes Wüsten gehörte zu den vielseitigsten deutschen Künstlern der zwanziger und dreißiger Jahre. Durch die Erfahrungen des ersten Weltkrieges in seiner humanistischen Weltanschauung gereift, fand der Künstler den Weg zur Arbeiterklasse und kämpfte an ihrer Seite gegen Krieg und Faschismus.

Johannes Wüsten wurde am 4. Oktober 1896 in Heidelberg als Sohn eines evangelisch-freikirchlichen Predigers geboren. Er hatte noch fünf Geschwister, von denen später zwei ebenfalls im Kampf gegen das Hitlerregime standen.

Die eigentliche Heimatstadt Wüstens wurde jedoch Görlitz. Hierher war die Familie 1897 übersiedelt. Mit dieser Stadt, ihren Menschen und ihrer Geschichte fühlte sich der Künstler zeitlebens verbunden. Görlitz hatte damals 81000 Einwohner und war, ihrer günstigen Lage wegen, als preußische Provinzstadt ein beliebtes Domizil ehemaliger Offiziere und Beamter. Eine Ansammlung von „höhergestellten Rentiers“ bestimmte das öffentliche Leben. Dem stand jedoch bereits in den Kinderjahren Wüstens eine erstarkte Arbeiterklasse gegenüber, die sich in den immer größer werdenden Fabriken der Stadt konzentrierte.

Johannes Wüsten erfuhr seine schulische Bildung in dem stockkonservativen Gymnasium Augusteum, das er jedoch nur bis zur Obertertia besuchte. Seinem Wunsche, Maler zu werden, brachte sein Vater kein Verständnis entgegen und der Siebzehnjährige mußte eine Tischlerlehre antreten. Schon nach einem Jahr erwies sich dafür seine Gesundheit als unzureichend. In diesem Jahr machte Wüsten aber auch seine ersten Erfahrungen mit Arbeitern – gespannte Erfahrungen.

Ein Amtskollege seines Vaters, Pastor Modersohn, empfahl den jungen Mann, dessen künstlerische Ambitionen außer Frage standen, an seinen Bruder, den Maler Modersohn in Worpswede. Jedoch Wüsten kehrte schon nach einem halben Jahr nach Görlitz zurück. Eine fundierte künstlerische Ausbildung hat er nie erfahren. Alle seine Fähigkeiten sind autodidaktisch erworben.

Im Jahr 1916 mußte auch Johannes Wüsten – ohne jede Begeisterung – den grauen Rock anziehen. Mehrmals verwundet, lernte er das Grauen des Völkermordens am eigenen Leibe kennen und hassen. In den Schützengräben erfolgte wohl die engere Verbindung zu Arbeitern, die dem jungen Künstler ihre Erfahrungen über den Krieg und die gesellschaftlichen Zusammenhänge vermittelten: Eine „Lehrzeit“, die sein Leben fortan bestimmte. 1918 ging er nach Hamburg, wo er als Mitbegründer der „Hamburger Sezession“ wirkte.

1922 kehrte der Künstler nach Görlitz zurück. Gemeinsam mit seiner späteren Frau Dorothea Koeppen gründete er eine Keramikwerkstatt, später eine Malschule und wurde 1925 Vorsitzender der Görlitzer Künstlerschaft. Mit dem Übergang zu der alten Kunst des Kupferstichs im Jahre 1927 machte er einen entscheidenden Schritt für sein künftiges Schaffen.

Seine endgültige politische Entscheidung traf der Künstler 1932 mit seinem Beitritt zur Kommunistischen Partei Deutschlands.

Neben seiner Arbeit als bildender Künstler war Wüsten auch schriftstellerisch tätig. Bereits in seiner Hamburger Zeit entstanden erste Erzählungen. 1932 schrieb er für die „Rote Bühne“ das Görlitzer Heimatspiel „Die Verrätergasse“ – ein Stück Richtigstellung der Geschichte. Die Beschäftigung mit der Geschichte seiner engeren Heimat fand außerdem in zahlreichen Veröffentlichungen im Neuen Görlitzer Anzeiger ihren Niederschlag. Seine Art, die Wirklichkeit darzustellen, fand – wie zu erwarten – nicht den Beifall des „offiziellen“ Görlitz jener Zeit und Anfeindungen blieben nicht aus.

1933 übernahm Johannes Wüsten, nach der Verhaftung führender Genossen der KPD



Johannes Wüsten: Bildnis „Lenin“, 1935, Kupferstich
Städtische Kunstsammlungen Görlitz

in Görlitz, die Leitung des illegalen Widerstandes. So mußte der Künstler 1934 vorerst nach Prag emigrieren, wo er als Journalist und Zeichner an verschiedenen antifaschistischen Blättern mitarbeitete. Dort entstand auch sein antifaschistisches Drama „Bessi Bosch“.

1938 verließ Wüsten auch Prag und fand in Paris Aufnahme. Nach Kriegsausbruch wurde er wie viele seiner Leidens- und Kampfgenossen interniert und konnte erst 1940 wieder illegal in Paris sein. Dort erkrankte er jedoch so schwer, daß er in ein Militärlazarett eingeliefert werden mußte, in dem er von der Gestapo verhaftet, in das Untersuchungsgefängnis Berlin-Moabit gebracht und 1942 vom „Volksgerichtshof“ wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt wurde.

Der unbeugsame Antifaschist und Künstler Johannes Wüsten erlag am 26. April 1943 im Zuchthaus Brandenburg Görden der Tuberkulose.

In dem Heft „Johannes Wüsten“¹ wird erwähnt: *Auch in Paris war es schwer, sich im Kampf um das tägliche Brot zu behaupten; Wüsten restaurierte Bilder und schnitt Formen für Zinnfiguren. . .*

Weitere Nachforschungen bei den Erbeverwaltern Wüstens brachten bisher allerdings nur zehn farbig ausgeführte Entwürfe von Figuren zutage. Der Nachlaß des Künstlers war von Freunden in einem Bauernhof in Frankreich vergraben und später nach England gebracht worden und ist von dort nach dem Kriege zurückgekehrt.

Hinweise, für wen Wüsten die Figuren entworfen hatte und ob sie wirklich gegossen worden sind, fehlen bisher.² Wir würden uns freuen, wenn dieser Beitrag uns zu neuen Erkenntnissen verhelfen würde. Die von Wüsten als Grafiker verwendeten Signaturen könnten zum Auffinden von Figuren beitragen (Bild). PN ist sein Prager Deckname Peter Nickl.

Das Erbe Johannes Wüstens findet in seiner Heimatstadt umfassende Würdigung. Die Städtischen Kunstsammlungen haben 1976

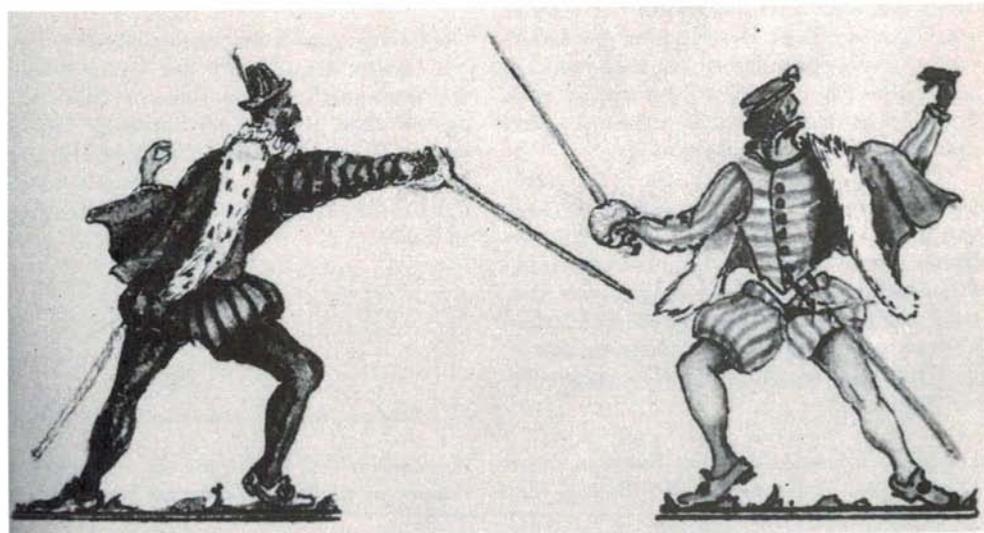
eine ständige Ausstellung „Johannes Wüsten“ in ihrem Hause Neißstraße 30 eingerichtet. Aber auch die Forschung zu Leben und Werk wurde von hier aus vorangebracht. Die erste Gedächtnisausstellung im Sinne der antifaschistisch-demokratischen Erneuerung der Kultur in unserem Lande fand bereits 1948 in Görlitz statt.

Die erste Sammlung von Novellen „Das Leben einer Buhlerin“ erschien 1951 im Henschelverlag und im Greifenverlag 1963 der Roman „Der Strom fließt nicht bergauf“ (Rübezahl). In zwei Auflagen 1967 und 1981 erschien, mit zwölf Kupferstichen von Johannes Wüsten illustriert, in der Inselbücherei die Storm-Novelle „Aquis submersus“. Seit den siebziger Jahren hat der Verlag Volk und Welt eine dreibändige Werkausgabe vorgelegt mit „Tannhäuser“ 1976, „Die Verrätergasse“ 1980, „Rübezahl“ 1982, und 1987 erschienen im Tribüne-Verlag vorwiegend die antifaschistischen Texte und Grafik aus dem Exil unter dem Titel „Pseudonym Peter Nickl“. Eine kleine Auswahl von Kupferstichen war 1973 in der Inselbücherei erschienen.

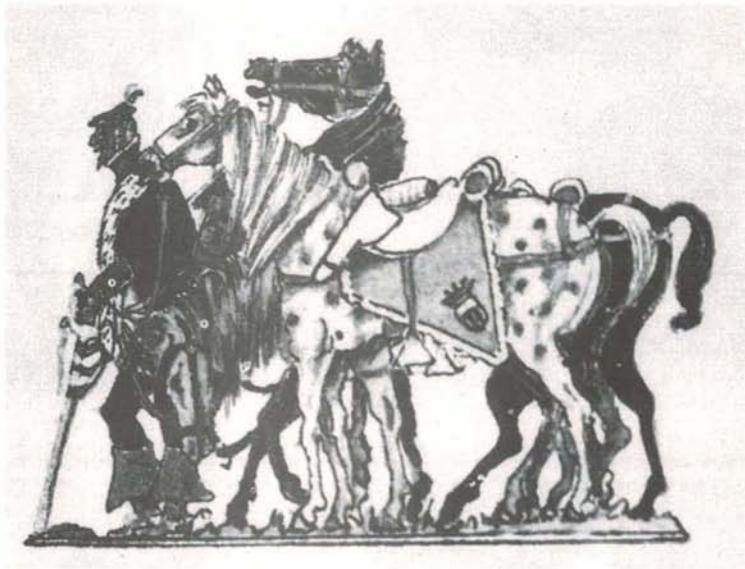
Die umfassende Übersicht über sein Werk als bildender Künstler bietet der vom Museum der bildenden Künste in Leipzig 1973 herausgegebene Katalog „Johannes Wüsten. Malerei – Grafik – Zeichnungen – Keramik“.

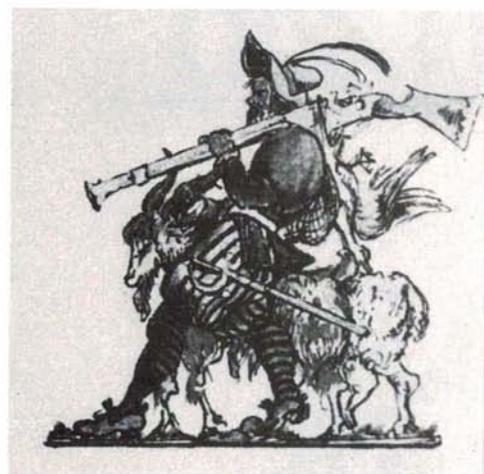
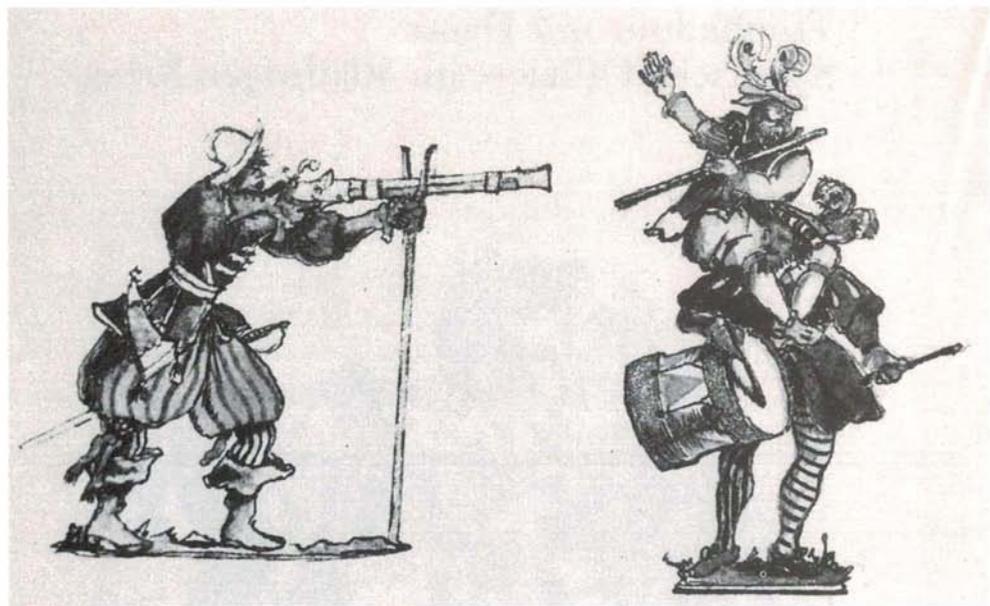
Die Fachgruppe Kulturhistorische Zinnfiguren Görlitz bemüht sich mit Unterstützung der Abteilung Kultur des Rates der Stadt nach den erhalten gebliebenen Vorlagen³ von Johannes Wüsten Formen stechen und Figuren herstellen zu lassen, um auch ihrerseits am Erhalt eines kleinen Teiles seines Werkes teil zu haben.

Wir danken den Erbeverwaltern von Johannes Wüsten für die Genehmigung der Bildveröffentlichungen



Troubadour mit Dame
Spanische Offiziere im 30jährigen Krieg





Spanische Truppen
im Dreißigjährigen Krieg

Musikerporträts

ANMERKUNGEN

- 1 Ernst Kretzschmar, Johannes Wüsten. Beiheft zur ständigen Ausstellung. Städtische Kunstsammlungen Görlitz 1976 = Schriftenreihe Neue Folge 15
- 2 Aus Paris schreibt J. W. am 8. Juni 1959 an Wieland Herzfelde: ... *Hier leben wir von der Hand in den Mund. Ich habe ein Angebot, Formen für Bleisoldaten zu stechen. Die müssen nämlich als Flachrelief in Bronze graviert werden. Wahrscheinlich werde ich die Sache annehmen...*
Zitiert aus Johannes Wüsten, *Die Verrätergasse*. Verlag Volk und Welt, Berlin 1980, Seiten 549–550
- 3 Da die bekannten Vorlagen abgebildet sind, wird auf die vorgesehene Beschreibung verzichtet.



Beethoven.



J.S. Bach.

Die Mönchsorden und ihre Kleidung im Mittelalter

Wer sich als Sammler mit der Frühzeit der europäischen Geschichte beschäftigt, kommt eigentlich um die Mönchsorden und ihre Bedeutung in der Entwicklung der europäischen Kultur nicht herum. Betrachtet man jedoch eingehend in Ausstellungen gezeigte Arbeiten, so wird offensichtlich, daß noch Lücken zu schließen sind. Darstellungen des frühen Mittelalters, der Zeit der Merowinger, Karolinger und Salier als Beispiel, aber auch solche bis hin zur Reformation und der Zeit der Bauernkriege, bieten ausreichende Möglichkeiten, auch diese gesellschaftlich und kulturgeschichtlich wichtige und interessante Bevölkerungsgruppe einzubeziehen.

Das Mönchtum ist eine sozialgeschichtliche Erscheinung in allen größeren Religionsgemeinschaften der Welt, nicht nur des Christentums. Überlieferungen gibt es bereits aus den frühesten Kulturen der Menschheitsentwicklung. Diesen gesellschaftlichen Verbänden erwuchs ein Stand von Personen, die umso entschiedener Verhaltensweisen befolgen konnten, je mehr sie sich aus individuellen Bindungen lösten. Das strenge Befolgen religiöser Lebensvorschriften, meist unter Beachtung asketischer Regeln, und das Erlangen einer höheren Bildung verschaffte ihnen eine besondere gesellschaftliche Stellung und ein höheres Ansehen. So entstand die Vorstellung des Volkes von einem eigenen sozialen Rang des Mönchtums.

Kennt die Geschichte auch einige Einzelgänger, so zwang die Lösung aus der gesellschaftlichen Umwelt die einzelnen doch zum Zusammenschluß in einer Gruppe. In der Regel waren es Männer, die so gemeinsam lebten. Zusammenschlüsse von Frauen gab es seltener. Institutionalisierung, Gruppeneigentum, das in der Spätzeit eine beachtliche Größe erreichen konnte, und eine hierarchische Gliederung war eine zwangsläufige Folge. Wurde die Mitgliederzahl größer, so bildete sich eine Führungselite heraus, der die weite-

re Anhängerschaft in der Mehrzahl dienstbar wurde. Die Wahrung der materiellen Existenz verlangte ein Einbinden in das ökonomische Gefüge der Gesellschaft; sie reichte vom Almosen der Bettelorden bis zum landwirtschaftlichen Produktionsbetrieb mit Landbesitz und leibeigenen Arbeitskräften.

Es ist unbestritten, daß besonders gegen Ende des ersten Jahrtausends nach der Zeitrechnung die Klöster das kulturelle Zentrum der sich entwickelnden Feudalstaaten waren. Kunst und Bildung konzentrierten sich in diesen Orden und nahmen von den Klosterschulen als der einzigen Bildungsmöglichkeit ihren Weg.

Eine Besonderheit bildeten die fränkischen Klöster des 7. und 8. Jahrhunderts. Während die frühen Klöster des südeuropäischen Raumes unter dem Einfluß der sich festigenden kirchlichen Zentralgewalt in Rom standen, stellte Karl der Große die Klöster in den Dienst seiner politischen Ziele und errichtete zu diesem Zweck auch eine Vielzahl neuer Niederlassungen. Von den Pyrenäen bis an den slawischen Osten überzog er das Land mit einer stattlichen Zahl von Klöstern, Stützpunkten von Wissenschaft und Künsten, aber vorrangig der Verwaltung und Ökonomie. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß diese unterschiedliche Unterstellung und Zielrichtung der Klöster und Mönchsorden einer der Gründe wurde, der die Spannungen zwischen Staat und Kirche verschärfte und zu den Ereignissen von Canossa 1077 zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. führte.

Karl der Große versuchte auf seinem Territorium das Mönchtum zu vereinheitlichen, indem er für alle Klöster des Reiches die Befolgung der Benediktinischen Regeln anordnete. Die von Benedikt von Nursia geschaffene Ordensregel war zwar ursprünglich nur für das Kloster Monte Cassino bei Neapel bestimmt, wurde aber Grundregel für den sich ausbreitenden Mönchsorden bis in das 10. Jahrhundert. Sie verpflichtete zu lebenslangem Aufenthalt im Kloster und zu dem dreifachen Gelübde der persönlichen Armut, der Keuschheit und des unbedingten Gehorsams. Eine der ersten und größten Klosteranlagen nach dieser Regel in Westeuropa war

das Kloster St. Gallen in der heutigen Schweiz, welches sowohl für die innere Ordnung als auch für die bauliche Anlage des Klosterkomplexes zum Muster für alle späteren Gründungen wurde.

Gegen Ende des 10. Jahrhunderts verfielen die Mönchsorden allmählich. Veranlassung dazu gab vor allen Dingen die Verweltlichung von Mönchen und Äbten auf Grund der ökonomischen und gesellschaftlichen Bedingungen. Der zunehmende Reichtum der Klöster verführte zu immer größerem Wohlleben innerhalb der Klostermauern und zu einem Absinken von Frömmigkeit, Wissenschaft und Kultur. Nicht selten waren die Klöster berüchtigt für Schwelgereien, die auch vor Nonnenklöstern nicht halt machten. Die Äbte wandten sich immer mehr den irdischen Dingen zu. Weil diese Ämter zunehmend fürstlichen Würden gleichkamen, drängten sich immer mehr Angehörige des Adels in diese Positionen. Nicht selten wurde der Krummstab mit dem Schwert vertauscht, um mit Gewalt gegen benachbarte Feudalherren Ansprüche geltend zu machen, oder man frönte weltlichen Vergnügungen wie der Jagd mit Speiß und Beizvögeln.

Dem Mönchtum erwachsen aber immer wieder Kräfte, die es auf die Einhaltung der Regeln zurückführten; entweder durch die Forderung nach strengem Befolgen der alten, oder durch das Schaffen von neuen Regeln. Es seien hier nur genannt die Cluniazenser 910 (Kloster Cluny in Burgund), die Zisterzienser 1098 (Kloster Cîteaux bei Dijon), die Prämonstratenser 1120 (Kloster Premonstre bei Laon) oder die Kartäuser 1084 (Kloster Chartreuse bei Grenoble). Das Motiv der Reformen durchzieht die gesamte Geschichte des Mönchtums. Eine zweite große Welle gab es im 13. Jahrhundert mit der Gründung der sogenannten Bettelorden. Die bekanntesten sind die Franziskaner, nach Franz von Assisi, einem Edelmann aus Italien, die Dominikaner, nach dem spanischen Edelmann Domingo von Calorga, und die Karmeliter, benannt nach einem Berg in Palästina sowie die Augustiner. Die Mönche dieser Orden hielten sich streng an die benediktinischen Regeln und erwarben sich ihren Lebensunterhalt durch

Almosen, um besonders das Armutsgelübde zu unterstreichen. Dadurch lebten sie nicht in strenger Klausur, sondern begaben sich unter das Volk zur Verrichtung geistlicher Dienste wie Predigten, Abnahme der Ohrenbeichte und Krankenpflege.

Aber auch diese Orden konnten das Ansehen der Mönche und des Klosterwesens nicht wieder auf die Höhe früherer Jahrhunderte bringen und ihr gesellschaftlicher Einfluß verringerte sich immer mehr. Mit dem Beginn der Reformation und den Ereignissen der frühbürgerlichen Revolution wurde der Anstoß gegeben, das Klosterwesen und Mönchtum aus seiner gesellschaftlichen Position zu verdrängen. In der neueren Zeit hat es seine Bedeutung vollständig verloren.

Mit einiger Wahrscheinlichkeit entstand aus dem Bedürfnis, die Abgrenzung einer bestimmten Menschengruppe von der übrigen Welt auch nach außen zu dokumentieren, aber auch zum Verhüllen der Konturen des menschlichen „sündigen“ Körpers besonders bei den weiblichen Orden, allmählich eine bestimmte Tracht. Daß diese zum Teil aus alter Mode hervorging, ist nachweisbar. So geht die Tunika auf ein Kleidungsstück des römischen Imperiums aus der Frühzeit des Christentums zurück, auch die blauen langen Kleider der Vinzentinerinnen und ihre großen weißen steifen Flügelhauben gehen auf die weltliche Frauentracht des 15. Jahrhunderts zurück. Vielfach wurde eine solche Tracht übernommen und da sie sich nicht änderte, blieb sie „altertümlich“, das heißt, sie blieb in der Zeit ihrer Gründung stehen. Wobei die Behauptung, daß die Ordenstracht keiner „modischen“ Wandlung unterlegen war, an vielen Beispielen widerlegt werden kann. Trotzdem bleibt heute noch der allgemeine Eindruck, den Ordenstrachten hinterlassen: „veraltet“ und außergewöhnlich.

Für die Darstellung der Ordenstrachten sei hier die 1932 gedruckte Dissertation von Dr. Ernst Krenn, *Die Trachten der katholischen Ordensleute*, zitiert:

Es ist geschichtlich nachweisbar, daß schon Benedikt von Nursia für seinen Orden eine Tracht von eigenartigem Gepräge vorschrieb.



Adliger Benediktiner, Kongregation von St. Claudius – Benediktiner der Kongregation von Cluny in der Kutte

Benediktiner von Monte Cassino – Benediktiner von St. Waast in Arras

Grandmontenser – Karthäuser

Kartäuserin im Hauskleid – Paulanerin im Mantel

Sie bestand zunächst aus einer weiten, langärmeligen, mit einem Gurt (oder Strick?), dem Zingulum, zusammengehaltenen Kutte und einem rundgeschnittenem Kapuzenmantel. Im 11. Jahrhundert wurde der Kapuzenmantel vielfach in einen Schulterkragen umgestaltet; die Kapuze blieb aber dennoch daran. Im 12. Jahrhundert kam das Skapulier auf. Es fiel glatt über Brust und Rücken herab. Hier und da fügte man dem Skapulier auch eine Kapuze an; in diesem Fall fiel jedoch der Schulterkragen weg. Das Skapulier der Chorprofessen reichte bis zu den Füßen, das der Laienbrüder (der Arbeit wegen) vielfach nur bis zu den Knien oder ein kleines Stück über diese hinab. – In späterer Zeit bildete sich bei den Männerorden in der Tracht eine Besonderheit aus: Einzelne Orden hatten weite offene Mäntel, andere wieder geschlossene, weitärmelige Überkutteln, andere wieder Schulterkragen, kurze oder lange, ohne oder mit Skapulier. Zum Gürtel verwendete man später neben Tuchstreifen auch Lederriemen und Stricke, diese meist mit drei Knoten, wie bei den Franziskanern, welche die drei Gelübde Armut, Keuschheit und Gehorsam symbolisieren. Die Teile des Skapulier wurden schon frühzeitig, wie bei den Kartäusern, durch Streifen miteinander verbunden. Als Fußbekleidung diente neben dem Barfußgehen und neben groben Schuhen auch Sandalen. Als Kopfbedeckung gab es neben der Kapuze noch Käppchen, Biretts und breitkrämpige, niedrige Hüte. – Das Haar wurde schon frühzeitig bis auf einen schmalen Kranz, die große Tonsur, hier und da auch ganz abrasiert (Kartäuser). Den Bart durften nur wenige Orden tragen (Kamaldulenser, Kapuziner u. a.). Seit dem 13. Jahrhundert findet man oft den Rosenkranz am Gürtel der Ordensinsassen. Die Äbte führten vielfach den Krummstab, manchmal sogar die bischöfliche Mitra und das Brustkreuz. Vom 6. bis zum 10. Jahrhundert scheint von Ordensleuten beiderlei Geschlechts das schwarze Kleid der Benediktiner bevorzugt worden zu sein.

Die Nonnen trugen bis zum 10. Jahrhundert die allgemein übliche Tracht oder besondere lange Kleider mit einem das Haar verhüllenden Kopftuch. Beim Ausgehen hatten sie einen langen, die ganze Gestalt verhüllenden Mantel

an. Jedenfalls war ihr Kleid – mit Ausnahme des Kopftuches – dem der Mönche sehr ähnlich. Als dann besonders im 10., 11. und 12. Jahrhundert die eigentlichen Ordenstrachten eingeführt wurden, trugen die Religiösen eine weite, langärmelige Kutte, die mittels eines Tuch- oder Ledergürtels oder, später vielfach, eines Strickes um den keuschen Leib zusammengehalten wurde. Dazu kamen Skapulier, Schulterkragen und Mantel. Das Skapulier ist im 13. Jahrhundert, etwas anders geformt, in der weltlichen Tracht nachweisbar. Das weiße Brusttuch, Wimpel genannt, verhüllte Brust und Hals, das, bei Laienschwestern weiße, bei Chorprofessen meist schwarze, Kopftuch – Schleier, Weihel, und Weiler genannt – schloß über abgeschnittenem Haar den Kopf ganz ein. Erst im 14. Jahrhundert umschloß der Wimpel auch die Wangen und gleicht damit der Gebende der weiblichen, weltlichen Kopftracht des 13. Jahrhunderts. Die Fußbekleidung war ähnlich jener der Mönche. Vielfach erhielten die Äbtissinnen auch den Krummstab und das Brustkreuz.

Im allgemeinen entsprach die Farbe des Ordenskloides der Nonnen dem der Mönche des entsprechenden Ordens (Siehe Benediktiner, unbeschuhete Karmeliten, Trappisten u. v. a.); in vielen anderen Fällen kleideten sich die Nonnen durchaus selbständig (Siehe z. B. den Orden von Fontevrault, die Redemptoristenkongregation u. a.). Orden ohne mönchische Parallele mußten sich selbständig kleiden (ich erinnere nur an die Englischen Fräulein, die Ursulinen, die Französischen und die Himmlischen [Italienischen] Annunziaten). Aber nicht nur aus alten Trachten ist nach Meinung vieler Ordensinsassen ihre Kleidung hervorgegangen. Auch die Symbolik spielt eine wichtige Rolle. So wurden die Trachten der Jünger Jesu, der Jungfrau Maria, des hl. Elias und anderer Einsiedler nachgebildet.

Soweit das Zitat. Bei der Bedeutung, welche die Ordenskloieder für die geistige Haltung hat, ist es nicht verwunderlich, daß auch der Farbe des Kloides ein Inhalt zugeordnet wird.

Weiß gilt als die Farbe der Unschuld, Reinheit und Jungfräulichkeit, aber manchmal



Laienbruder von der Kongregation (Klosterverband) der regulierten Chorherren von St. Victor – Regulierter Prämonstratenser-Chorherr beim Ausgang

Chorfrau des Prämonstratenserordens – Regulierte Chorfrau der alten Kongregation von St. Victor

Zisterzienser – Valombrosaner

Zisterzienserin in Portugal – Zisterzienserin im Hauskleid

auch der Buße (zum Beispiel bei den Magdalenerinnen).

Schwarz bedeutet Trauer über den Tod Christi, über die eigenen und die Sünden der Welt, und zeigt die Frömmigkeit der Ordensleute. – Sehr oft kommt bei den Orden die Kombination der Farben Schwarz und Weiß vor. Fast stets ist bei den Nonnen das Linnentuch und Kopfhüllen weiß. Der Schleier der Laienschwestern und Novizinnen ist ebenfalls meist weiß, der der Nonnen schwarz.

Braun ist die Farbe der Buße und Demut und wird von den Büsserorden (Unbeschuhte Karmeliter) und von anderen Bettelorden bevorzugt.

Grau, die Farbe der Unscheinbarkeit, Buße und Entsagung, tragen manche Nonnenorden und einzelne Bettelorden.

Der Vollständigkeit halber sei genannt, daß einige Orden – die aber nicht weiter erwähnt werden sollen, da sie eine untergeordnetere Rolle spielen – auch bunte Farben trugen. So

Rot, die Farbe des Martyriums, nach der Überlieferung die des Kleides der Maria, überhaupt die Farbe des Leidens

Blau, die Farbe des Himmels, der lichten Höhen, soll zeigen, daß die Ordensleute Menschen im Vorhof des Himmels sein wollen. Aus praktischen Gründen offensichtlich bei vielen „Barmherzigen Schwestern“ auch dunkelblau

Vereinzelte, besonders bei außereuropäischen Orden und in der vorbenediktinischen Zeit sind noch gelb, grün und violett anzutreffen, bevor letztere zur Farbe der Weltgeistlichkeit wurde.

Aus der zitierten Beschreibung der Mönchskleidung geht hervor, daß einige Bekleidungsstücke mehr oder weniger unverändert Hauptbestandteil der Ordenskleidung waren. Das sind:

Das *BIRETT*, im späten Mittelalter aufkommende, ursprünglich weiche, rund gewölbte Mütze; erst später vierkantig gesteifter, kremenloser Hut mit leicht ansteigendem Deckel, in der Mitte ein Zipfel oder eine Quaste

Die *FLOCKE*, ein bis zu den Füßen rei-

chender und mit langen, weiten Ärmeln versehener Kapuzenmantel, der als Mönchsgewand seit dem 12. Jahrhundert und vorwiegend von Benediktinern, Cluniakern und Zisterziensern getragen wird. Er wird auch Kukulie oder volkstümlich Kutte genannt. Im späten Mittelalter kann die nicht über den Kopf gezogene, sondern herabgelassene Kapuze der Flocke zu einem Brust-, Schulter und Nacken bedeckenden weiten Schulterkragen werden. Dann ersetzt häufig ein Birett die Funktion der Kopfbedeckung. Das Habit der Franziskaner ist als gegürtete Flocke oder als gegürtete Tunika mit Kapuze anzusprechen.

SKAPULIER: Langes Obergewand ohne Ärmel, das entweder seitlich aufgeschlitzt ist und mit Nestel oder Laschen zusammengehalten wird oder, wie bei den Kartäusern, geschlossen bleibt. Bei den Benediktinern wurde es als „Skapular“ vor Einführung der Flocke getragen. Später ist es zu einem zwanzig bis dreißig Zentimeter breiten Stoffstreifen reduziert worden, der vor der Brust und auf dem Rücken bis zum Saum des Untergewandes herab hängt.

Die *TUNIKA* ist ein langes geschlossenes Untergewand, nur mit Halsausschnitt versehen, ursprünglich mit kurzen, später mit langen, eng anliegenden Ärmeln versehen. In der Antike zur Alltagskleidung gehörend wurde sie als verbindlicher Bestandteil der Bekleidung der Apostel aufgefaßt und in die mittelalterliche Mönchskleidung aufgenommen.

Das *ZINGULUM*, der zum Zusammenhalten und Schürzen, vorwiegend des Untergewandes – bei den Franziskanern, die keinen Mantel zu ihrer Ordenskleidung tragen, auch des Obergewandes – gebrauchte Gürtel als ein Symbol von Tugend im allgemeinen und der Keuschheit im besonderen. Es hat die Form eines Strickes, Bandes oder breiten Gürtels. Bei der Verwendung als Strick wird es mit den drei Knoten der Gelübde versehen.

Eine Geschichte der Mönchsorden ist noch nicht geschrieben und diese Zeilen sind auch nicht gedacht, diesen Versuch zu unternehmen. In der schon genannten Arbeit von



Zisterzienserin von Portröyal im Chorkleid – Verbesserte Bernhardinerin von der göttlichen Vorsehung und St. Bernhard in Frankreich und Savoyen

Minimen – Jesuit

Einsiedler des heiligen Augustin – Regulierter Chorherr der Kongregation unseres Heilandes

Unbeschulte Augustinerin zweiter Klasse in Spanien – Beschulte Augustinerin

Ernst Krenn werden im Anhang 284 Mönchs- oder Nonnenorden und Kongregationen, 25 Ritterorden und 45 Bettelorden aufgeführt. In einem 1919 abgeschlossenen Werk von Franz von Sales-Doyè. *Die alten Trachten der männlichen und weiblichen Orden* ... sogar 333 Mönchsorden, 380 Nonnen- oder Stiftsorden einschließlich der Bettelorden und Kongregationen und 25 Ritterorden. Es ist also verständlich, wenn im folgenden nur die für uns wichtigsten erwähnt und beschrieben werden. In der überwiegenden Mehrzahl der Orden wird ohnehin die Tracht in schwarz und weiß oder in einer Kombination von beiden getragen.

Die wichtigsten männlichen und weiblichen Orden und Kongregationen

AUGUSTINER: Geistliche, die nach den auf den Kirchenvater Augustin zurückgeführten Klerikerregeln lebten. Augustin, geboren 354 in Thagasta in Numidien, studierte die Freien Künste in Karthago und ging 383 nach Rom, 384 als Lehrer für Rhetorik nach Mailand. 387 erfolgte seine Bekehrung zum Christentum, 391 wird er zum Priester geweiht und 394/396 wird er Bischof in Hippo. Augustinus bestimmte durch seine Schriften ganze Perioden der Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Die Blütezeit des Augustinismus waren das 12. und das 13. Jahrhundert sowie das Zeitalter des Humanismus und der Reformation.

AUGUSTINER-CHORHERREN sind Weltgeistliche, die sich im Zuge der Reformbewegung des 11. Jahrhunderts zu einer den Mönchsorden ähnlichen Verbindung zusammenschlossen hatten. Die von ihnen befolgte „regula Augustina“ läßt sich bis in das 7. oder 8. Jahrhundert zurück verfolgen und basiert auf Augustins Schreiben über die „vita canonica“, die seit der Karolingerzeit in Verfall geraten war. Sie werden auch als „Regler“ oder regulierte Chorherren bezeichnet. Sie waren bald sehr zahlreich. Eine Weiterentwicklung stellt der Prämonstratenser-Orden dar.

Die Kleidung entsprach im wesentlichen der Priesterkleidung: Talar oder Kutte mit Schulterkragen und Mantel; vorwiegend schwarz. Früher Talar weiß, jetzt nur noch ein schmales Koller. – Aber auch andere dunkle Farben möglich, da insgesamt gesehen uneinheitlich.

BENEDIKTINER: Mönche und Nonnen, die sich nach den Regeln des Heiligen Benedikt von Nursia zusammengeschlossen haben. Benedikt wurde um 480 in Nursia geboren, studierte in Rom, zog sich aber vor Beendigung seiner Studien als Einsiedler zurück. Ein erster Versuch, eine strenge Mönchs-zucht einzuführen, scheiterte in Vicovare bei Turin; ein zweiter Versuch brachte in Subiaco Erfolg, von wo Benedikt 529 nach Monte Cassino übersiedelte. Dort entstanden die Benediktinerregeln, die „regula St. Benedicti“, die zur Grundlage der Entwicklung des Mönchtums der westlichen Kirche wurde.

Anfangs konzentrierten sich die Benediktiner nur in Einzelklöstern wie Monte Cassino und St. Gallen. Eine Ausbreitung erfuhren sie dann im 10. und 11. Jahrhundert mittels durchorganisierter Ortsverbände, sogenannter Kongregationen, meist verbunden mit einer Reform des Mönchswesens.

Kleidung der Mönche: Schwarze, gegürtete Tunika als Untergewand, darüber zunächst das Skapulier mit Kapuze, seit dem 12. Jahrhundert die Flocke. Alles in Schwarz

Kleidung der Nonnen: Weihe weiß, alles andere schwarz. Sie werden deshalb bis heute als „Schwarze Schwestern“ bezeichnet.

In keinem der anderen Orden herrscht aber eine solche Vielfalt der Kleidung wie bei den Benediktinern, da ihre Beschaffenheit lediglich von den Äbten der einzelnen Klöster abhing. Die Grundregel verlangte, daß man sich stets derjenigen Stoffe bediente, welche am leichtesten und am billigsten zu haben waren. In den seltensten Fällen trugen sie aber andere als schwarze Gewänder.

CLUNIAZENSER: Mönchsorden reformierter Benediktiner, benannt nach dem 910 gegründeten Kloster Cluny in Burgund. Er strebte die Eigenständigkeit des Mönchtums



Dominikaner der ursprünglichen Ordensregel –
Dominikaner oder Predigerbruder

Dominikanerin seit 1218 – Dominikanerin von 1208

Verbesserter Konventual (stimmberechtigtes Klostermitglied) vom
Orden des hl. Franz von Assisi –

Kapuzinerin im Chorkleid – Klarissin im Hauskleid

und der Klöster gegenüber der weltlichen Herrschaft an, wie sie sich besonders unter den Karolingern entwickelte. Von daher erklärt sich die Rolle, die die Cluniazenser und später die Hirsauer, so genannt nach dem Kloster Hirsau im Schwarzwald, in der politischen Auseinandersetzung zwischen dem Kaiser- und Papsttum als Parteigänger des Papstes spielten. Die Hirsauer waren eine jüngere deutsche Variante der Cluniazenser mit einer radikaleren Zielstellung.

Die Kleidung bestand aus einer bis zum Boden reichenden Flocke und einem langen, talarähnlichen Oberkleid mit weiten Ärmeln, dem „Froccus“. Die beiden sehr weiten, faltenreichen Kleidungsstücke wurden als „duplex vestis“ bezeichnet und waren von schwarzer Farbe. Sie wurden außer von den Cluniazensern nur noch von den Hirsauern getragen.

KARTÄUSER: Ein auf den Regeln der Benediktiner basierender Reformorden, der 1084 gegründet wurde und nach der ersten Niederlassung im Tal von La Chartreuse bei Grenoble benannt ist.

Kleidung der Mönche: Obergewand mit Kapuze und Zingulum, Skapulier, alles weiß. Auf der Reise wurden ein schwarzer Mantel, Hut und Schuhe mit Strümpfen getragen. Die Regel verlangte, daß alle fünfzig Tage das Haupt kahl geschoren wurde.

Kleidung der Nonnen: Rock, Skapulier, Brusttuch und Mantel weiß; Schleier und Schuhe schwarz.

PRÄMONSTRATENSER: Ein 1121/1122 von Norbert, Erzbischof von Magdeburg gegründeter Klerikerorden zur Reform der Weltgeistlichkeit und zur Bekämpfung der Häresie, der Abweichung vom offiziellen kirchlichen Dogma, also der Ketzerei. Sie wurden nach ihrem ersten Kloster Premónstrè bei Laon benannt. Ihre Ordensregel glich dem der Augustiner-Chorherren, die Organisation der Zisterzienser.

Kleidung der Mönche: Tunika in der Frühzeit schwarz, später weiß; Skapulier mit achtzackigem Stern auf der Brust (?), Mantel und Kapuze, aber auch Hut weiß – daher auch

die Bezeichnung „Weißer Chorherrenorden“
Kleidung der Nonnen: Kleid, Skapulier, Mantel weiß; Schleier und Weihel schwarz – Einzelne weibliche Kongregationen trugen auch einen schwarzen Mantel oder den Weihel weiß.

ZISTERZIENSER: Dieser war neben den Cluniazensern der bedeutendste Reformorden der Benediktiner. Sie wurden 1098 durch den Abt Robert von Molesmes gegründet und nach dem Kloster Citeaux in Burgund benannt. Der Orden bekam seine besondere Prägung jedoch erst durch Bernhard von Clairvaux, der ihm 1112 beitrug und bis zu seinem Tode 1153 als Abt tätig war. Ihm verdanken die Zisterzienser ihre „Consuetudines“, die strengste Fassung der Regel des Benedikt. In der Rückkehr zur ursprünglichen Regel gingen sie über die Cluniazenser hinaus, denen sie bereits Verrat an der Reform vorwarfen. Charakteristisch für sie waren strenge Askese und harte körperliche Arbeit, häufig bei der Urbarmachung von bislang unbesiedeltem Land. Unter dem Namen der *Bernhardiner* breiteten sie sich sehr schnell aus und zählten bereits um 1150 nahezu 2000 Klöster.

Kleidung der Mönche: Talar, Flocke mit Zingulum beziehungsweise Kutte im Chordienst weiß; Gürtel, Skapulier mit Kapuze und beim Ausgang die Kutte schwarz.

Kleidung der Nonnen: Rock, Vortuch und im Chordienst die Kutte weiß; Skapulier, Gürtel, Weihel schwarz.

JESUITEN, Gesellschaft Jesu, lat. „Societas Jesu“, ein von Ignatius von Loyola zwischen 1534 und 1539 gegründeter und 1540 vom Papst bestätigter Orden zur Bekämpfung der Reformation und zur Erneuerung der autoritären Katholischen Kirche und ihrer Lehre (Gegenreformation). Die Jesuiten bekämpften erbittert jeden gesellschaftlichen und geistigen Fortschritt. Sie wurden zu Kadavergehorsam durch die „Regeln zur Erlangung der wahren kirchlichen Gesinnung“ verpflichtet, in denen wörtlich festgelegt war, *daß das, was ich für weiß halte, statt dessen schwarz ist, wenn es die hierarchische Kirche so bestimmt.*

Nach dieser Direktive wirkten die Jesuiten nachweisbar bis in die Gegenwart als Beichtväter und Berater vieler volksfeindlicher Politiker, hatten selbst Funktionen von Ministern und Diplomaten inne und arbeiteten mit Intrige und Mord. Der Orden wurde selbst, in seinem offensichtlichen Widerspruch zur wachsenden Beherrschung der Natur durch den Menschen, zu einer Gefährdung des Bestandes der katholischen Kirche und durch den Papst 1773 zum Schein zeitweilig aufgelöst. Erst in der Reaktionsperiode nach 1814 nahm der Orden offiziell seine Tätigkeit wieder auf und wird bis in die neueste Zeit durch die Reaktion unterstützt. Sein Einfluß auf katholische Politiker erleichterte die Errichtung des Faschismus und förderte durch seine sogenannte Missionstätigkeit den Kolonialismus in allen seinen Erscheinungsformen.

Die Kleidung der Jesuiten ist überwiegend die Tracht der Weltgeistlichkeit: gegürteter Talar, Schultermantel oder Mantel, Birett oder Hut, alles in schwarz.

Bettelorden

AUGUSTINER-EREMITEN sind Angehörige eines 1256 gegründeten Bettelordens, die sich in die „Beschuhten A.“ und die „Unbeschuhten A.“ teilten. Letztere wurden auch als „Barfüßermönche“ bezeichnet.

Kleidung der Einsiedler des Hl. Augustin: Langer Mantel mit Gürtel und langer spitzer Kapuze, alles in schwarz. Später trugen sie auch Rock und Talar, Skapulier in weiß, beim Ausgang aber Kutte mit Kapuze in schwarz.

Zu den Augustinerinnen, beschuht, gibt es die unterschiedlichsten Angaben, vorrangig aber Habit und Brusttuch weiß, Skapulier, Mantel, Schleier schwarz.

Augustiner-Eremitinnen: Wimpel und Brusttuch weiß, Kleidung, Schleier schwarz.

DOMINIKANER, eigentlich „Orden der Predigerbrüder“, lat. Ordo fratrum praedicatorum (Predigerkirche in Erfurt), wie die Franziskaner ein Bettelorden. Der Orden wurde 1215 in Toulouse durch den Spanier Dominikus (Domingo von Calorga) als eine die Augustinerregel befolgende Verbindung von

Klerikern begründet. Ihr erklärtes Ziel war die Abwehr der französischen Ketzerbewegung der Albigenser und Waldenser. Sie waren die führenden Vertreter der Hexenverfolgung und Ketzerverbrennung in Europa. Sie brachten aber auch große Leistungen auf dem Gebiet der Wissenschaften der Zeit (Thomas von Aquino, Albertus Magnus).

Kleidung der Mönche: Kutte und Skapulier weiß, Zingulum, Mantel ärmellos mit Schulterkragen und Kapuze schwarz.

Kleidung der Nonnen: 1208 Rock, Skapulier, Strümpfe weiß, Weihel schwarz, weiß gefüttert, Mantel nußbraun, blutrot gefüttert, Holzsandalen – 1218 Rock, Skapulier, Vortuch weiß, Weihel schwarz, weiß gefüttert, Mantel schwarz, Strümpfe grau, Holzsandalen.

FRANZISKANER, Orden der minderen Brüder des Hl. Franziskus, auch Kapuziner genannt. Die 1538 gegründeten Franziskanerinnen entsprechen den Kapuzinerinnen oder auch Klarissinnen.

Der Orden wurde von Franz von Assisi ins Leben gerufen und 1223 endgültig bestätigt. Er ist der wichtigste und verbreitetste Orden der Bettelmönche, deren Angehörige auch als Barfüßer oder Minoriten (Minderbrüder) lat. Ordo fratrum minorum bekannt sind (Barfüßerkirche in Erfurt, Minoritenkirche in Köln). Charakteristisch für sie ist die Seelsorgetätigkeit in den bevölkerungsreichen Armenvierteln der mittelalterlichen Städte. Dort liegen auch ihre Kirchen. Zugehörig ist ein Frauenorden, benannt nach Clara von Assisi, und ein sogenannter „Dritter Orden des Hl. Franz“, dessen Angehörige im Laienstand verblieben und einer weltlichen Tätigkeit nachgingen.

Kleidung der Mönche: Lange Flocke oder Kutte mit Kapuze nußbraun, Zingulum in Form eines Strickes, am Ende die charakteristischen drei Knoten als Symbol von Armut, Keuschheit und Gehorsam. Sie trugen keinen Mantel und gingen barfuß. Im 16. Jahrhundert durch Reform dann die Kapuziner mit gleicher Kleidung, aber mit der charakteristischen spitzen Kapuze. Angehörige der Kapuziner trugen einen Bart.

Kleidung der Nonnen: Habit und Mantel braun, Brusttuch und Strick weiß, Schleier schwarz, weiß gefüttert, barfuß auf Sandalen.

Kapuziner beiderlei Geschlechts tragen im Ärmel eine Geißel. Angehörige des „Dritten Ordens des Hl. Franz“ tragen im wesentlichen weltliche Kleidung, aber vorwiegend schwarz.

KARMELEN: Der Orden entstand aus einer 1156 am Berg Karmel in Palästina gegründeten Eremitengenossenschaft. Die Karmeliten wurden 1238 nach Europa verpflanzt und in einen Bettelorden umgewandelt. Im 15. Jahrhundert kam es zu reformistischen Kongregationen, die aber insgesamt nicht die Bedeutung anderer Bettelorden erreichten. Über einen gleichgearteten Frauenorden ist in der Literatur kein Anhalt zu finden.

Kleidung der beschuhten Karmeliten: Tunika und Skapulier schwarz oder schwarzgrau, auch graubraun (naturfarben), Mantel weiß mit senkrechten, später waagerechten schwarzen Querstreifen und Kapuze, große Tonsur – Zu einer späteren Zeit: Habit braun mit schwarzem Ledergürtel, Mantel weiß, Hut schwarz; aber auch Habit, Skapulier und Zingulum schwarz, Mantel mit Kapuze weiß.

Unbeschuhte Karmeliten: Habit und Skapulier braun, Mantel weiß und besonders eng, Rosenkranz und Tonsur.

Karmeliten zu Antwerpen: Habit hellbraun, Mantel nur bis über das Knie gehend weiß mit kastanienbraunen Längsstreifen, Tonsur.

Leider ist die Zinnfigur in das Gebiet des Kloster- und Mönchswesens bisher nur zögernd eingedrungen, so daß hier noch ein großes Feld des Studiums und des Schaffens liegt. Es tat sich zwar in letzter Zeit etwas beim Bundesfreund Martin Andrä und es bleibt zu hoffen, daß noch weitere Herausgeber den Figurenbestand bereichern.

Soweit mir bekannt ist, gibt es zur Zeit folgende Figuren und Serien zur Darstellung klösterlichen Lebens:

Heinz Bittner, Halle: Plünderung eines Klosters um 1525

Martin Andrä, Halle: Die Pest ist da, Klosterschule, fünf Einzelfiguren

Dr. Horst Neumeister, Merbitz: Zehntablieferung im Kloster

Thomas Meinicke: Inquisition (Menz)

Wolfgang Hafer, Kassel: Inquisition (Mohr) 30 und 50 mm Typen

H.J. Reibold, Berlin (West): 5 Zisterzienser

Heinz Tappert, Duisburg: Mönche bei der wissenschaftlichen Arbeit, Landschenkung, Mönche zu Pferd und auf Esel

Günther Scharlowski, Dolmenhorst: Pestserie

Bodenseeegruppe, Überlingen: Missionar bei den Franken

Zinnfigurenmuseum Kulmbach: Mönchsbrauerei

LITERATUR

Ernst Badstübner, *Kirchen der Mönche*. Union-Verlag, Berlin 1980

Ernst Krenn, *Die Trachten der katholischen Ordensleute*. Regensburg, Mainz 1932

Philippus Oppenheim, *Das Mönchskleid im christlichen Altertum*. Freiburg 1931

Franz v. Sales Doyè, *Die alten Trachten der männlichen und weiblichen Orden sowie der geistlichen Mitglieder der Ritterorden*. Vier Quellen Verlag, Leipzig 1919 (?)

Die ausgewählten Illustrationen sind Abbildungen von Peter Bohmann, die bereits früher entstanden sind, aber im letztgenannten Werk wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden.

Farbstoffe und Färberei im Mittelalter

Die Geschichte der Färberei im Mittelalter erstreckt sich über einige Jahrhunderte aus denen verhältnismäßig wenig über die Entwicklung überliefert ist. Dabei weist dieser Zeitraum auch nicht gerade färberische Fortschritte von umwälzender Bedeutung auf. Am Anfang wurde die Färberei in Mitteleuropa weitgehend von der hauswirtschaftlichen Arbeitsweise geprägt. Der größte Teil der Bevölkerung, besonders die Landbevölkerung, war durch die weit verbreitete Armut gezwungen, mit einfachen Mitteln die Kleidung selbst zu färben. Eine allgemeine Änderung trat auch nicht ein, als einige Klöster sich auf die Weberei und Färberei spezialisierten. Zwar brachte dies seit dem 12. Jahrhundert Fortschritte in der Qualität und der Vielfalt des färberischen Könnens, aber örtlich begrenzt, war diese Spezialisierung dem Erfahrungsaustausch eher abträglich als förderlich.

Nach einer Verlagerung des textilen Handwerks vom Orient zum Okzident, bildeten sich in Europa einige Zentren der Textilverarbeitung aus. In Deutschland gelangten die Städte Nürnberg, Augsburg und Aachen durch ihre Erzeugnisse bald zu hohem Ansehen. Urkundlich werden 1259 im Zusammenhang mit den Webern auch die Schwarzfärber und Waidfärber erwähnt, jedoch verfügen sie im Gegensatz zu den Tuchmachern nicht über eine eigene Innung oder Zunft. Auch in Nürnberg werden Färber schon vor 1300 genannt. Gleichfalls in Köln sollen im 12. Jahrhundert schon Färber ansässig gewesen sein. In Erfurt waren Ende des 13. Jahrhunderts die Färber Hilfsarbeiter der Weber.

Von Augsburg berichtet eine von Paul Stetten im Jahre 1779 verfaßte Chronik: *Zwar unter den Zünften, wie 1368 eingerichtet worden, findet man die Färber noch nicht, weder als Hauptzunft, noch als einverleibte. Hingegen kommen sie hernach und zwar schon 1390*

in den Steuerregistern vor, wo zumalen eines alten Kölner Färbers gedacht wird. Nach der Zeit nehmen sie sehr überhand und wurden zu der Zunft der Weber gezählt.

Das Entstehen einer Färberzunft wird etwa Ende des 14. Jahrhunderts erwähnt. Vermutlich gab es dann Färber im Überfluß. Die Stettensche Chronik berichtet: *Dieses Gewerbe nahm in dem 16. Jahrhundert dergestalt zu, daß eine so große Menge Werkstätten entstande, die sich untereinander wehe that. so daß man im Jahre 1602 nötig fand, die Zulassung zu den Meisterrechten zu erschweren.*

Die Straßenbezeichnungen Färbergraben und Färbergasse weisen auf die Niederlassung der Färber hin. Diese mußten sich in der Nähe der Wasserläufe ansiedeln, denn der Wasserbedarf zur Ausübung des Gewerbes war erheblich. Es gab auch verschiedene Gattungen von Färbern, nämlich Schön- und Schlechtfärber. Dabei ist der Ausdruck „schlecht“ nicht mit minderwertig, sondern mit „schlicht“ gleichzusetzen. Schlecht- oder Schlichtfärber waren zumeist die Schwarzfärber, und Schwarz war damals durchaus nicht die Trauerfarbe, sondern eine Ehrenfarbe.

Wie Schwarz hergestellt wurde, darüber gibt auch die Stettensche Chronik Auskunft: *... die Färbung geschah mit Rausch und angesezter Eisen- oder Schlieffarbe. Zu Rausch hatten die Färber ein ordentliches Magazin, welches noch das Rauschhaus genannt wird.* Die Eisen- oder Schlieffarbe war Abfall von Schleifsteinen, unter Rausch ist Rauschgelb (Auripigment, Arsensulfid) zu verstehen, das mit Eisen einen schwarzen Niederschlag ergibt. Zum Schwarzfärben wurden auch Gallen (Galläpfel), zum Graufärben Gallen und Kupferwasser (Kupfervitriol), zum Blaufärben „Indich und Waidpflanzen“, das heißt Indigo und Waidpflanzen, gebraucht.

Die Schönfärberei färbte alle übrigen Farbtöne und konnte auch echt färben. Im 15. Jahrhundert kam die Seide nach Deutschland und die Seidenfärber erhielten ein Privileg. Sie genossen hohes Ansehen und waren nicht zunftgebunden. Ihr Gewerbe galt als „freie Kunst“ und sie durften sich nicht nur Meister, sondern auch Herren nennen.

Die alte Reichsstadt Aachen war von alters her bekannt durch ihre Tuchindustrie. Der dort verbreitete Name „Röder“ für Färber kommt von Rot, obwohl diese Färber auch Grün und andere Töne färbten. Im Gegensatz zu Straßburg wurden in Aachen gewöhnlich fertige Tuche gefärbt und nur einfarbige Ware. Die Kaufleute konnten nach Gutdünken gefärbte Tuche in Aachen oder dessen Umgebung kaufen, nur Schwarz mußte in Aachen selbst gefärbt werden, um die Gewißheit zu haben, daß die Wollgewebe vorher „gebleut“ worden sind. Und erst wenn bestätigt war, daß die Färbung durch blaue Grundierung echter und schöner geworden war, wurde sie von einer Prüfungskommission abgenommen und gesiegelt.

Es gibt ein sehr bekanntes Gemälde von Rembrandt: die Staalmeesters, zu deutsch Staalmeister. Die Silbe „staal“ in der Amtsbezeichnung bedeutet soviel wie Stelle, Standplatz oder Halle in der eine Ware ausgelegt wird. „Staal“ wurde aber auch für Probe oder Muster gebraucht. Der Rat der Staalmeister setzte sich aus Tuchmachern, Färbern und Händlern zusammen, die meist auf Lebenszeit gewählt wurden. Dieses Gremium war verpflichtet: *all Tuchgewandt farben treu und fleissig zu besichtigen*. Solche Güte- und Qualitätszeichen trugen zum Beispiel die Musterbezeichnung „enkelstal“ (Einfachmuster), „anderhalbstal“ (Anderthalbfachmuster) und „doppelstal“ (Doppelmuster). Die Staalmeister durften nur bei denjenigen Personen „staalen“, die sich als wirkliche Meister auswiesen. Gab ein Kaufmann bei sogenannten „Füschern“ zum Färben, mußte er hohe Strafen zahlen.

Analog mag es in Holland, England und Flandern gewesen sein. Städte wie Valenciennes, Brügge, Gent, Ypern und andere lebten fast ausschließlich vom Tuchhandel. Die gotische Tuchhalle in Ypern ist ein Wahrzeichen hochentwickelter mittelalterlicher Textilkunst. Die Färber, hier hoch geschätzt, arbeiteten verhältnismäßig selbständig in eigenen Werkstätten mit eigenem Personal. Im Gegensatz zu den sächsischen Färbern, von denen 1492 berichtet wird, daß beispielsweise die Großenhainer Färber keine eigene

Werkstatt besitzen durften, sondern bei den Tuchmachern unterschlüpfen mußten.

England kann bereits 1188 eine Vereinigung von Färbern als Gilde nachweisen. 1471 wurde einer „Ehrenwerten Kompagnie von Färbern“ eine Urkunde ausgestellt.

Mitte des 15. Jahrhunderts ist der Ausdruck „litster“ anstelle von „dyer“ gebräuchlich. Es gab vor allem „dyers of true colours“ und „dyers of the false“, also Färber, die Echtfärbungen herstellten und Färber, die solche imitierten.

Die Schweiz weist Färber schon im 13. und 14. Jahrhundert nach. Zoll- und Kaufmannsbücher weisen nach, daß viel mit Safflor (wilder Safran – Färbung rosa bis kirschrot), Röte, das ist Krapp, Waid und Endego oder Endich (Indigo – blau) gefärbt wurde. Indigo wurde über Venedig eingeführt.

Durch Tuche und Seidenstoffe war vom 14. Jahrhundert an auch die Stadt Florenz weltberühmt. Färber lassen sich hier schon 1062 nachweisen. Ein Chronist berichtet, daß die Stadt im Jahre 1472 270 Buden der Wollzunft besitzt, welche ihre Waren nach Rom, Neapel, Sizilien und Bressa sowie nach der Türkei versenden. Auch Catalonien und ganz Spanien, namentlich Sevilla wurden beliefert. Natürlich waren alle Stoffe in den verschiedensten Nuancen gefärbt und darauf beruhte ihr besonderer Wert. Jedoch wurden auch hier die Färber von den Webern in Abhängigkeit gehalten und rangierten auf der untersten Sprosse der Handwerker.

Frankreich besaß schon im 13. Jahrhundert ein hochentwickeltes Textilgewerbe. Im Livre des Métiers, einem 1268 in Paris erschienenen Statut der Gewerbe, erscheinen die Färber von den Webern getrennt, allerdings noch ohne Innung (Communauté). Differenzen zwischen den Webern und Färbern traten oft auf, wurden aber 1375 durch ein gemeinsames Statut endgültig geschlichtet. Es wurden sogar Steuern für die Farbstoffe festgesetzt. Nicht nur in Paris, sondern auch in Rouen, Douai und anderen Plätzen entwickelte sich ein blühendes Textilgewerbe. Im 15. Jahrhundert, erstmals erwähnt 1420, entwickelte sich in Frankreich die Seidenweberei. Besonders in der Papststadt Avignon

und vor allem in Lyon entstanden die Seidenweberei und -färberei, die durch königliche Privilegien und Dekrete gefördert wurde. So lebten in jener Zeit bereits 1200 Lyoner Bürger von der Samt- und Seidenherstellung.

Man unterschied streng zwischen teinturiers en bon oder grand teint und teinturiers en petit teint, was etwa der Schön- und Schlichtfärberei entsprach. Die Schlichtfärberei – en petit teint – kennt auch Färber mit der Bezeichnung biseurs oder separeurs, wenn diese mit dem Wiederauffärben alter Stoffe beschäftigt waren; es waren also eine Art Kleiderfärber. Die Schwarzfärber hießen auch noircisseurs, die Blaufärber guesdrons (guede – Waid), die Rotfärber garancisseurs (garance – Krapp).

Sehr verbreitet im Hausgebrauch war die Safranfärberei. Die Hauptfarben des Mittelalters waren Grün, Rot, Kornblau und Schwarz. Durch Kombination der den Farben zugrunde liegenden Farbstoffe, also mit wenigen Farbstoffen, verstanden es die Färber erstaunliche Farbtonungen zu erzielen. Apfel-, Pfirsichblüten- und Rosenfarbe sind aus Flandern bekannt. Ein sattes Schwarz, auch Wurzelschwarz genannt, wurde mit der Erlenwurzel erreicht. Berühmt war auch ein leuchtendes Grün und ein tiefes Blau. Man erzeugte die Farbtonung Karmesin, Ponceau (mohnfarbig) und Amarant (bläuliches Rot). Eine Abtönung der Farben war auch durch Verwendung von wenig oder viel Farbstoff beim Färben gegeben. Über weitere Variationen von Farbtonen durch Beizen der Gewebe mit Metallsalzen soll nach Aufzählung der damals gebräuchlichen Farbstoffe berichtet werden.

Ein damals viel benutzter Pflanzenfarbstoff ist das Krapprot, wobei die getrocknete und pulverisierte Wurzel der Färberröte (*Rubia tinctorum*) als Krapp bezeichnet wird. Sie ist zuerst heimisch gewesen in Kleinasien, am Kaukasus, in Griechenland und in anderen Gegenden Südeuropas. Nach ihren ursprünglichen Anbaugebieten, sie wurde zeitig kultiviert, hieß die Pflanze „Lizari“ oder „Alizari“, woraus der moderne Name für ihren Wurzelfarbstoff entstanden ist: Alizarin. Die

Wege der Färberröte über Rom hinaus in andere Länder Europas sind nicht bekannt. Aus dem 7. Jahrhundert u. Z. haben wir Bericht über Krapp-Pflanzungen bei St. Denis Paris. In Franken nimmt sich Karl der Große (768–814) des Krapps an. Seine Landgüterordnung sieht ausdrücklich dessen Zucht vor. Führend im Krapp-Anbau und dadurch auch im Handel mit dieser Farbdroge wird Holland. Schon Mitte des 15. Jahrhunderts ist er dort hochentwickelt und im 16. und 17. Jahrhundert die Stellung der Niederlande als bedeutendster Krapp-Produzent unbestritten. Seit 1729 übernimmt Frankreich diese Position.

Das Gelb lieferte der Wau, die sogenannte Färberreseda (*Reseda luteola*). Auf Schutthaufen und an Wegerändern kann man diese Pflanze bei uns häufig finden. Alle grünen Teile und die Blüten enthalten den Farbstoff Luteolin. Man gewinnt ihn, indem man das getrocknete Kraut wie einen Tee aufkocht. Die Färber bezogen meist von den Herstellern statt der Pflanzen selbst die Gaude oder Welde, einen eingedickten Extrakt, den sie in beliebiger Verdünnung anwendeten. Gelb konnte auch aus dem Färbeginster und aus Kreuzbeeren erhalten werden.

Das wichtigste Blaufärbemittel lieferte der Waid (*Isatis tinctoria*), ein Staudengewächs aus der Familie der Kreuzblütler, mit bis einen Meter hohen, gelben, in Trauben angeordneten Blüten. Er wächst im mittleren und südlichen Europa sowie im Orient auf sonnigen Plätzen wild. Der Farbstoff (Indigo) sitzt in den Blättern. Bis weit in das Mittelalter hinein hatte man überhaupt keinen anderen blauen Farbstoff. Besonders reichlich angebaut wurde diese nützliche Pflanze namentlich in Thüringen und am Oberrhein. Erfurt, Gotha, Langensalza, Tennstedt und Arnstadt waren als die „fünf Waidstädte“ bekannt. Namentlich die Erfurter waren fleißige „Waidbauern“, nachweislich schon um 1290. So reich wurden die Erfurter „Waidjunker“, daß sie die Mittel zur Gründung und Erhaltung der Universität Erfurt allein aufbringen konnten.

Die Gewinnung des Farbstoffes ging folgendermaßen vor sich. Waid bringt im ersten Jahr viele blaugüne 12 bis 20 Zentimeter

lange Blätter hervor, die sich auf der Erde ausbreiten. Waren die äußersten Blätter am Vergilben, begann die Ernte. Es wurden alle Blätter mit einem Stoßeisen von der Wurzel getrennt, wobei die Wurzel, sollte es noch weitere Ernten geben, nicht verletzt werden durfte. Die Blätter wurden gewaschen und auf der Waidmühle gemahlen, den entstandenen Brei formte man zu kleinen Bällen, die man gehörig abtrocknen ließ. In dieser Gestalt kam der Waid auf den Markt, beispielsweise nach Erfurt und Nürnberg.

Die weitere Verarbeitung war das Vorrecht der Waidhändler. Die Bälle wurden mit Waidhämmern zerschlagen, in Haufen auf den Waidboden geschüttet und meist mit Urin angefeuchtet. Die unter starker Wärmeentwicklung beginnende Gärung, die das Indoxyl (reduzierte Form des Indigo) aus seiner in der Pflanze enthaltenen Zuckerverbindung freisetzte, mußte ständig kontrolliert werden. Dann wurde getrocknet und gesiebt

und das Gut in Fässer verpackt. Eine andere Methode bestand darin, die zerklopfen Bälle in Bottichen mit Wasser der Gärung zu überlassen, die Gärflüssigkeit abzuziehen, ihr Kalkwasser beizugeben wobei sich der gelbe Farbstoff zu Boden setzte. Erst durch Hinzufügen von Säure erhielt er endlich die blaue Farbe (Indigo), wurde getrocknet und in Fässer verpackt.

Schwarz wurde hauptsächlich aus Eisensalzen der Gallussäure, welches durch einen langwierigen Prozeß aus Eichen- und Erlenrinde unter Zusatz von Eisenfeile gewonnen wurde, hergestellt. Die Hausfärberei bediente sich für Gelb- und Gelbbrauntöne des Wegedorns, des Sauerdorns, der Berberitze, der Zwiebelschalen und Birkenblätter.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß eine weitere Variation von Farbtönen durch Beizen des zu färbenden Gewebes mit Metallsalzen vor dem Färben erfolgen kann.

Die Tabelle soll einen Überblick geben:

| Pflanze | Farbstoff | Beize | Farbton |
|----------------|--------------------|--|--|
| Kreuzbeere | Rhamnetin | Alaun Zinnsalz Eisensalz Kupfersalz | gelb zitronengelb oliv oliv |
| Wau | Luteolin | Tonerde Eisensalz Kupfersalz | zitronengelb oliv bis braun grüngelb |
| Krapp | Alizarin | Tonerde Eisensalz Zinnsalz | rot violett gelbliches Rot |
| Lackmusflechte | Orseille | Tonerde Bleisalz Kupfersalz Eisensalz | violettrot purpurrot dunkel purpurfarbig braunviolett |
| Galläpfel | Tannin (Gerbstoff) | Eisensalz Kupfersalz | schwarz grau |

Man kann sich also auch weiterhin vorstellen, daß eine getrennte Färbung des Farbgu-tes zuerst mit Wau und dann mit Waide Grün ergibt. Zusammenfassend ist festzustellen, daß im Mittelalter durchaus eine breite Palette von Farbtönen vorhanden war und das färberische Können durch Metallbeizen und Kombination von Farbstoffen diese Vielfalt auch gewährleistete.

Auf eine weitere Möglichkeit der farblichen Gestaltung von Stoffen sei hier noch hingewiesen. Man könnte es vorgeahnter Buchdruck auf Stoff nennen. In Padua verfaßte der Maler Cennino Cennini am Anfang des 15. Jahrhunderts eine Beschreibung über *die Art, mit der Form auf Zeug zu malen*. Diese Abhandlung sieht bereits den Gebrauch von „Holzschnittafeln“ in der Ausdehnung eines Backsteines vor. Die Druckerpresse war noch nicht erfunden, aber Cennini kam auf einen Ausweg. Der Stoff wurde über einen Rahmen geführt, der mit zwei seitlichen Leisten auf den Kanten zweier Tische auflag. Oben auf das Gewebe legte man den mit Farbstoff eingefärbten Model (Holzschnittafel), der genau in den Rahmen paßte, und von unten rieb man mit einem Holzschild gegen die linke Seite des Stoffes. Damit sei auf den mittelalterlichen Zeugdruck verwiesen.

Etwa Anfang des 16. Jahrhunderts wurde auf deutschem Boden eine Anleitung zum Zeugdruck aufgeschrieben. Es ist Margarete Holzschuher, Vorsteherin des Katharinenklosters zu Nürnberg. Hier handelt es sich um eine Sammlung von allerlei technischen Rezepten für die im Kloster geübten Kunstfertigkeiten. Besonders interessant ist die in diesen Rezepten bereits ausführlich geschilderte Appretur von Leinwand vor dem Bedrucken. Leim als Bindemittel wird eingesetzt damit die Farbe besser haftet. Auch die Glättung des Stoffes vor dem Bedrucken ist bereits berücksichtigt. Der Model wird aufgesetzt und nicht mehr nach Cennini von unten gegen die linke Seite des Stoffes und Model gedrückt, sondern mit dem „Knebel“ (ähnlich dem Nudelholz) der Model von oben gerieben und an das Gewebe gedrückt. Dieses Verfahren ist als Nürnberger Nonnendruck in die Geschichte eingegangen.

LITERATUR

- Runge, F. F.: *Lehrbuch der Baumwollfärberei*. Berlin 1854, Band 1
- Runge, F. F.: *Farbenchemie, Die Kunst zu drucken*. Berlin 1842
- Runge, F. F.: *Farbenchemie, Die Kunst der Farbenbereitung*. Berlin 1842
- Schultz, G.: *Farbstofftabelle*. Akademische Verlagsanstalt Leipzig 1931, 7. Auflage
- Römpp, Professor Dr. Hermann: *Chemie Lexikon*. Franckesche Verlagsbuchhandlung Stuttgart 1966, 6. Auflage
- Karrer, Professor Paul: *Lehrbuch der organischen Chemie*. Arbeitsgemeinschaft medizinischer Verlage GmbH Georg Thieme Leipzig, 10./11. Auflage

WEITERFÜHRENDE LITERATUR

- Müller, W. und Winfried R. Pötsch: *Vom Königspurpur zum Jeansblau*. akzent-Reihe, Urania-Verlag Leipzig, Jena, Berlin 1983, 1. Auflage

Die römischen Limites
*Imperiales Verteidigungswerk
gegen gentile Expansivkraft*

Unter Kaiser Traian (98 bis 117) hatte das römische Imperium den Höhepunkt seiner Macht erreicht. Es besaß jetzt nicht nur die räumlich größte Ausdehnung, sondern war auch auf der militärisch höchsten Entwicklungsstufe angelangt.

Doch in dem Maße, wie nach außen hin militärische Macht demonstriert werden konnte, traten im Innern die sozialen und gesellschaftlichen Widersprüche mit erschreckender Deutlichkeit zutage. Gegen Ende des 2. Jahrhunderts mehrten sich die Anzeichen einer unabwendbaren Krise der Sklavenhaltergesellschaft.

Infolge sich zuspitzender gesellschaftlicher Konflikte war man unter Kaiser Hadrian (117 bis 138) zu einer allgemeinen militärischen Defensive übergegangen, was freilich gelegentliche Offensivaktionen nicht ausschloß. Das hieß andererseits aber auch, daß die bisher erreichten imperialen Positionen langfristig militärisch gesichert werden mußten. Denn nicht nur unter den innerhalb des Imperiums niedergehaltenen Völkern gärte es, sondern auch die entlang der Grenzlinien lebenden „Barbaren“ wurden zusehends unruhiger. Eben diese Stammesverbände, meist noch in gentiler Ordnung zusammenlebend oder gerade im gesellschaftlichen Umwandlungsprozeß befindlich, gelüstete ein besitzergreifender Drang nach den Kulturgütern des Imperiums. Hinzu kam, daß das römische Heer aufgrund der ständig anwachsenden auswärtigen Gegnerschaft schon bald nicht mehr in der Lage war, den beutemacherischen Einfällen von „Barbarenscharen“ an verschiedenen Punkten gleichzeitig zu begegnen. Solcherart Wechselwirkung sollte noch zu verheerenden Auswirkungen an den römischen Imperiumsgrenzen führen.

Besonders entlang der Rhein- und Donaugrenze, in Nordbritannien, Numidien und Syrien kam es für das Imperium zu immer bedrohlicheren Situationen. Während an den großen Strömen vor allem germanische und sarmatische Völker attackierten, durchbrachen in Nordafrika berberische Reiternomaden und in Nordbritannien Kaledonier und Maiaten, später Pikten und Scoten, zu Beutezügen die römischen Reichsgrenzen. In Syrien war das arsakidische Partherreich (bis 226) – im übrigen der einzige auswärtige Gegner, der in gesellschaftlicher Hinsicht mit den Römern auf gleicher Stufe stand – ein permanenter Feind.

Dieser Gegnerschaft stellten nun die Kaiser Traian, Hadrian und Antoninus Pius (138 bis 161) eine gut ausgerüstete Verteidigungslinie, *limes* oder *vallum* genannt, entgegen. Der Richtigkeit halber muß freilich erwähnt werden, daß dies keine Handlung von heute auf morgen war, sondern oftmals wurde ein schon vorhandener Grundstock unvollständiger Verteidigungsanlagen früherer Imperatoren genutzt. Straff organisiert und durchgängig befestigt wurden die Limesgrenzen jedoch erst im genannten Zeitabschnitt.

Gegen die rechtsrheinischen Germanen errichtete man also jetzt den germanisch-rätischen Limes, und die ewig unruhigen Kaledonier riegelte man durch einen Wall ab, der nach seinem Initiator Hadrianswall hieß. Darüber hinaus wurde der ganze Donautrom zur Limeszone erklärt und zusätzlich durch besonders befestigte Teilstücke, wie den *limes Romanus*, flankiert. Zwischen Dnestr und Pruth entstand der Traianswall, und auch in Nordafrika und Syrien errichtete man *limites*. Auf sie werden wir noch im einzelnen zurückkommen.

Als erste der Verteidigungsanlagen wollen wir uns dem obergermanisch-rätischen Limes zuwenden. Mit einer Gesamtlänge von 550 Kilometern stellt er das längste planmäßig angelegte und durchgängig befestigte römische Verteidigungswerk dar. Seine Ursprünge gehen auf den Chattenfeldzug Kaiser Domitians im Jahre 83 zurück, in dem er mit fünf Legionen diesen beutehungrigen Germanenstamm in die Wälder des Landes-

inneren zurücktrieb. Domitian ließ die gewonnenen Positionen durch einen abgeholzten Grenzstreifen sichern, den anfänglich hölzerne, Aussichtsplattformen gleichende, Türme säumten und hier und da auch Erdwälle. Desweiteren wurden Kastelle aus Holz gebaut und mit kreisrunden Schutzgräben umgeben, ebenso einige Verbindungsstraßen.

Nach und nach wurden die hölzernen Kastelle durch Steinbauten ersetzt. Unter Traian endlich führte man den domitianischen Grenzstreifen bis an den Neckar (Nicer) heran, so daß mit dessen Einbeziehung eine geschlossene Verteidigungslinie bis hinunter zur Donau entstanden war. Die Anzahl der Kastelle wurde erhöht.

Schon unter Kaiser Vespasian (69 bis 79) hatte es nicht an Bemühungen gefehlt, den langen Marschweg von der Donau zum Rhein durch Gebietsannexion abzukürzen. Ende des 1. Jahrhunderts konnte nun vollgültig das Dekumatland (*decumates agri*) in Besitz genommen werden. Zur Sicherung der eilends gebauten Marschstraße siedelte man dort keltische Bevölkerungsgruppen und Legionsveteranen an. Später wurde der ursprüngliche Neckar-Limes um 30 Kilometer ostwärts vorverlegt, womit jetzt der Verlauf des gesamten obergermanisch-rätischen Verteidigungswerkes festgelegt und auf Veranlassung der Kaiser Traian und Hadrian ausgebaut wurde. Die komplexe Anlage wurde allerdings erst während der Regierungszeit des Kaisers Antoninus Pius fertig.

Die Gesamtanlage gliederte sich in zwei Hauptteile: in den sogenannten obergermanischen und in den rätischen Limes. Bei Brohl am Rhein beginnend, umspannte der obergermanische Limes das Neuwieder Becken, passierte Bad Ems, um von dort erst in südöstlicher und schließlich in östlicher Richtung Taunus und Wetterau zu folgen. In der Gegend von Arnburg bog er südwärts ab, bis er bei Großkrotzenburg den Main (Moenus) erreichte. Jetzt bildete dieser eine Zeitlang die Grenzlinie, bis sie von Miltenberg aus erneut abschwinkt. Nun verläuft der obergermanische Limes schnurgerade nach Süden bis Lorch, wo der Anschluß an den rätischen

Limes hergestellt wird. Der rätische Limes wiederum strebt in schwach gekrümmter Form, dessen nördlichster Punkt Gunzenhausen (Guntia) ist, ostwärts der Donau zu. Endpunkt des rätischen Limes war das Kastell Eining (Abusina), ganz genau Kehlheim an der Donau.

Wie nun hat diese Limesanlage ausgesehen?

Hier müssen wir nochmals zwischen dem obergermanischen und rätischen Limes unterscheiden; denn für beide Werke war jeweils eine andere Bauweise angewandt worden. Den obergermanischen Limes hatte man im sogenannten Pfahlgraben-Prinzip errichtet. Dazu war als erste Maßnahme im Vorfeld des eigentlichen Walles ein etwa 200 Meter breiter Streifen ausgeholt worden. Der Wall selbst bestand aus einer der Feindseite zugekehrten Palisadenwand von unterschiedlicher Höhe mit einem dahinterliegenden Graben. Den aus der Grabenschachtung resultierenden Aushub verwendete man zusätzlich für Erdwallaufschüttungen hinter dem Graben, manchmal wurde damit auch die Palisadenwand erhöht. Dies alles sicherte ein System von Wachtürmen und Schutzkastellen, die durch ein Straßennetz untereinander und mit den im Hinterland liegenden Legionsstützpunkten (*castra*) verbunden waren.

Im Gegensatz zur obergermanischen Limesanlage war die rätische in Mauertechnik errichtet worden. Sie bestand aus einer 1 bis 1,5 Meter breiten und 2,5 bis 3 Meter hohen Steinmauer. Ebenso wie in Obergermanien schützten sie Wachtürme und Kastelle.

Neben der ausrüstungstechnischen Seite spielte natürlich die Besatzung eine bedeutende Rolle. Entlang der nun durchgängig befestigten Limesgrenze und in weiterer Fortsetzung am Rheinstrom gab es eine systematisch gegliederte Truppenverteilung. Hatte man noch im 1. Jahrhundert den gesamten Raum mit acht Legionen sichern müssen, so reduzierte sich das Mitte des 2. Jahrhunderts auf vier. Diese wiederum erhielten zweigeteilt in den seit 89 bestehenden Provinzen *Germania inferior* und *Germania superior* ihre *castra*, und eine jede Legion

bekam einen Kommandobereich über einen Limesabschnitt zugeteilt. Im oben genannten Zeitabschnitt waren das die in Castra Vetera (nahe Xanten) stationierte legio XXX Ulpia Traiana, die in Bonna (Bonn) liegende I. Minervia, die XXII. Primigenia in Mogontiacum (Mainz) sowie die in Argentoratum (Strasbourg) liegende legio VIII Augusta.

Freichlich waren die Aufgabenbereiche doch recht unterschiedlicher Natur; denn die nördliche Fortsetzung des befestigten Limes, den Rheinstrom, schloß ja das Verteidigungswerk mit ein. Für seinen Schutz zeichneten die in Bonna und Castra Vetera stationierten niedergermanischen Legionen verantwortlich, während die beiden anderen sich auf den befestigten Teil zu konzentrieren hatten. Anfangs erfüllten sie diese Aufgabe, indem sie ihre Kohorten, Manipel und Centurien in die unmittelbar an der Limesperipherie liegenden Kastelle schickten. Später ging man dazu über, diese mit Auxiliar- oder Numeri-Einheiten zu besetzen. Am rätischen Limes standen im geschichteten Zeitraum keine Legionen. Bis zu seiner Aufgabe im Jahre 260 bewachten ihn ausnahmslos auxilia oder numeri.

Zur Truppenkonzentration in Germania inferior gehörte außer den Legionen und Auxiliarverbänden noch die Rheinflotte. Sie kontrollierte mit riemengetriebenen Flußkreuzern, lusoriae genannt, den Mittel- und Unterlauf des Stromes, um die „Barbaren“ am Übersetzen zu hindern. Stationshafen und Kommandostelle war Colonia Agrippinensis (Köln), in Mogontiacum gab es einen Nebenhafen.

Sämtliche Legionenlager befanden sich, wie schon erwähnt, im Limeshinterland. In der Regel wurden sie nach demselben einheitlichen Rechteckgrundriß angelegt und dafür berechnet, daß 6000 bis 8000 Legionare darin Platz fanden. Damit konnten sie die Sollstärke einer Legion aufnehmen.

Sonst glichen oder waren die castra Festungen. Rings um sie ließ man einen 200 Meter breiten Schutzstreifen frei, doch wurden auch die gegebenen Geländebeziehungen ausgenutzt: Flußläufe, Sümpfe, Berghänge, Schluchten. An den Streifen schloß sich ein

20 Meter breiter Doppelgraben an. Hinter diesem endlich erhob sich eine etwa 2,80 Meter breite und 4 bis 6 Meter hohe Lagermauer, die Zinnen krönten, und außerdem ein innenliegender hölzerner Wehrgang umlief. Gefährdete Punkte sicherten zusätzlich 8 bis 12 Meter hohe Türme, die ballistische Geschütze trugen. Die vier Haupttore wurden darüber hinaus von Doppeltürmen geschützt. Hinter der Mauer ließ man abermals einen 30 Meter breiten Streifen frei, um den Truppen im Kastell das Manövrieren zu erleichtern.

Der Innenraum des castrum beherbergte eine Reihe von Gebäudekomplexen, die gemeinhin zwei Hauptstraßen durchschnitten. Dazu kamen etliche Nebenstraßen und -gasen. Die Hauptstraßen verbanden jeweils die beiden gegenüberliegenden Haupttore miteinander und wurden mit via principalis und via praetoria bezeichnet. Etwa in der Lagermitte befanden sich die Stabs- und Verwaltungsgebäude der Legion, das Forum, der Gerichtssaal, die Legionskasse, die Unterkünfte des Platzkommandanten und der höheren Offiziere und vor allem das Standartenheiligtum, in dem der Legionsadler, die Kohortenfeldzeichen, Kaiserbüste und Götteraltäre aufbewahrt wurden. Um diese herum gruppierten sich die Wohnstätten der niederen Offiziere sowie die Unterkünfte der Legionare, die den größten Raum beanspruchten. Dennoch stand dem gemeinen Legionar nicht mehr als 2,5 Quadratmeter Raumfläche zu. Den restlichen Raum nahmen die Gebäude für Waffen und Ausrüstungen und Ställe ein. Alles in allem umschloß das Legionenlager eine Fläche von 17 Hektar. Nicht eingerechnet war hierbei die Lagerstadt (canabae), die sich außen an das Kastell anschloß. In der canabae hielten sich Händler, Handwerker, Wirte, Veteranen und Angehörige der Legionare auf.

Nach dem gleichen Prinzip wurden auch alle unmittelbar an der Limeslinie liegenden Kastelle errichtet. Allerdings waren sie wesentlich kleiner als ein castrum. Man unterschied Kohorten- oder Alenkastell sowie Auxiliar- und Numeruskastell. Das Auxiliarkastell Saalburg im Taunus beispielsweise

bedeckte eine Fläche von 221 zu 147 Meter und bestätigte das Grundprinzip eines Legionslagers.

Letztendlich kannte man noch Kleinkastelle und einzelne Wachtürme, die jeweils in den Freiräumen zwischen den Kastellen postiert wurden. Ein Kleinkastell nahm eine Grundfläche von 300 bis 350 Quadratmetern ein und bot bis zu einer halben *centuria* Infanterie oder einer *turma* Kavallerie Platz. Bei Belegung mit Kavallerie kampierten Reiter und Pferde unter einem Dach. Sonst umschloß das Kleinkastell ein etwa zwei Meter breiter Graben sowie eine an den Eckpunkten abgerundete Mauer. Auf die Mauer war ein hölzerner Wehrgang gelegt. Die einzelstehenden Wachtürme waren in den meisten Fällen Steinbauten mit außenliegenden Wehrgängen aus Holz und schindelgedeckten Dächern. Ihre Grundmauern waren 90 Zentimeter dick und bildeten ein Quadrat von etwa 6 Meter Seitenlänge.

Selbstverständlich waren die militärischen Abläufe in den einzelnen Wachabschnitten streng reglementiert. Die Ablösevorgänge, Spärritte und Patrouillengänge verliefen exakt nach Vorschrift. Schon bald beherzigten die Römer auch den Grundsatz, daß zwischen Bewachern und Bewachten eine berührungshemmende Kluft in bezug auf Sprache und Lebensart klaffen müsse. So stationierten sie seit etwa Mitte des 2. Jahrhunderts am obergermanisch-rätischen Limes ausschließlich fremdstämmige Auxiliärtruppen, während in Germanien rekrutierte Einheiten umgekehrt am britannischen oder syrischen Limes Dienstversahen. Von der Regierungszeit Kaiser Hadrians an setzte man in den einzelnen Wachabschnitten außerdem noch Numeri-Verbände ein. Diese, im weitesten Sinne Wehrbauern, waren aus Ansässigen des Limesnahfeldes gebildet worden und stellten eine Art Grenzmiliz dar.

Im Zuge dieser Maßnahme waren zu Beginn des 3. Jahrhunderts aus den obergermanischen Limeskastellen allerorten Auxiliar- oder Numerusstützpunkte geworden. So stationierte man zum Beispiel im Kastell Zugmantel die *cohors I Treverorum*, in der schon erwähnten Saalburg lag die 2. rätische Ko-

horte, in Butzbach Cyrenaiker. Außerdem wurden in diesem Bereich noch die *cohors Lusitanorum*, die *cohors Asturum* sowie die 4. thrakische Kohorte eingesetzt.

In Osterburken war die *cohors III Aquitanorum Philippina* stationiert, während in Öhringen die *cohors I Septimia Belgarum*, in Neckarburken britannische Kontingente und in Böckingen Dalmatier und Helvetier die Besetzungen bildeten. Dazwischen, in Jagsthausen, schien noch eine bodenständige Einheit, die *cohors I Germanorum*, übriggeblieben zu sein.

Nach der im Jahre 101 vollzogenen Auflösung des *castrums Vindonissa* (nahe Windisch) war im Hinterland des rätischen Limes keine Legion mehr garnisoniert gewesen. Aufgrund permanenten Truppenmangels hatte man schon in diesem Zeitraum zwei bundesgenössische Einheiten dort stationieren müssen: die *ala II Flavia Gemina milliaria* und *ala I singularium*. Erst in den siebziger Jahren des 2. Jahrhunderts wurde mit der 166 von Kaiser Marc Aurel (161 bis 180) wegen der Markomannenkriege neu ausgehobenen *legio III Italica concors* wieder eine Truppeneinheit an den äußersten Zipfel des rätischen Limes verlegt, erst in das Kastell *Abusina* (Eining), dann nach *Castra Regina* (Regensburg). Sonst bewachten diesen Limesabschnitt ausschließlich Auxiliar-Einheiten. Solche waren in Pfünz (*Vetonianis*) die *cohors I Breucorum*, in Pförring kanathenische (syrische) *Sagittarii*, die *cohors III Britannorum* in Eining sowie die *cohors IX Batavorum* in *Castra Batava* (Passau). Mitte des 3. Jahrhunderts wurden sie zeitweise durch die nach Rätien strafversetzte *legio III Augusta* (Standlager *Lambaesis*, *Numidia*) verstärkt.

Wörtlich genommen heißt *limes* soviel wie „Grenzweg“, und eben den Wegen – besser Straßen – widmeten die Römer die größte Aufmerksamkeit. Die gesamte Limeszone wurde, um rasche Truppenverschiebungen durchführen zu können, mit einem dichten Straßennetz versehen. Solch gutgepflasterten Straßen verdankten die Römer einen Teil ihrer militärischen Überlegenheit; auf ihnen konnte eine Legionarseinheit am Tag 30 Kilometer zurücklegen, im Eilmarsch sogar 45.

Ebenso unabdingbar war ein gut funktionierender Signaldienst. Neben den Wachtürmen hielt man stets Holzstapel oder Heufelmen bereit, um mit Feuer- oder Rauchsignal jedes Anzeichen von Gefahr sofort melden zu können. Die Signale wurden stafettenartig von Turm zu Turm weitergegeben. Die Feuer-telegrafie hatten die Römer dem Orient entlehnt, wo sie schon bei den achaimenidischen Persern in Gebrauch gewesen war. Auch die Brieftaubenpost zur Nachrichtenüberbringung (aber mehr am orientalischen Limes verwendet) war ihnen nicht unbekannt.

In der Phase der Konsolidierung des obergermanisch-rätischen Limes (2. Jh.) hatten sich die germanischen Anrainer relativ ruhig verhalten. Mit dem Zusammenschluß von Einzelstämmen zu den Stammesverbänden der Alamannen (erstmal erwähnt 212), Franken (255) und Sachsen (Beginn des 3. Jahrhunderts) sollte sich das jedoch grundlegend ändern.

Im Jahre 213 durchbrachen die Alamannen den Limes zum erstenmal und drangen plündernd in das Dekumatland ein. Zwar brach Kaiser Caracalla (211 bis 217) noch im gleichen Jahr zu einer Gegenaktion auf, zu der neben den Rheinlegionen auch Vexillationen der britannischen Armee und des Donauheeres und sogar die legio II Traiana aus Ägypten herbeibeordert wurden, ohne jedoch damit Wesentliches ausrichten zu können.

Die Jahre 231 bis 235 sahen neue Alamannenvorstöße. Wie die Ereignisse an den Limesgrenzen mittlerweile einander bedingten, verdeutlichen gerade diese Jahre. Denn zu diesem Zeitpunkt befand sich Kaiser Severus Alexander (222 bis 235) eben auf dem orientalischen Kriegsschauplatz, wo das Perserreich unter den Sassaniden neu erstarkt war und mit Panzerreiter-Heeren und Kampfelefanten dem Imperium arg zu schaffen machte. Als die germanischen Truppen – es waren Vexillationen aller vier Rheinlegionen beim Heer – davon Kenntnis erhielten, daß sich die Alamannen im Anmarsch auf ihre Heimatgarnisonen befänden, meuterten sie und setzten so den Abbruch des Perserfeldzuges durch; mehr noch: Severus Alexander mußte

sich zu einer Gegenoffensive am Rhein verpflichten. Zu dieser bot das Imperium dann noch einmal auf, was aufgeboten werden konnte: maurische Berittene, osroenische Bogenschützen, pannonische Hilfstruppen. Aus Alba bei Rom stieß die legio II Parthica und aus Spanien die legio VII Gemina zum Heeresaufgebot. Dennoch zeitigte das Unternehmen den gleichen Erfolg wie 213 – er war gleich Null.

Zwischen 240 und 258 fielen alle Limeskastelle den angreifenden Germanen für immer in die Hände. Die Alamannen eroberten das Dekumatland. Im Jahre 260 wurde der obergermanisch-rätische Limes ganz aufgegeben. Die Römer zogen sich hinter Rhein und Donau zurück und bauten dort eine neue Verteidigungsstellung aus (*Germaniae limites*).

Fast übergangslos schloß sich beim Kastell Abusina an den rätischen der Donau-Limes an. Von hier aus folgte er dem Lauf des Stromes bis zu dessen Einmündung ins Schwarze Meer. Entlang des Wasserlaufes verzichtete man auf einen Pfahlgraben oder eine Mauer und nutzte statt dessen den Strom selbst als „nasse“ Grenze. In der Zeit der Eingliederung Dakiens als Provinz des Imperiums Romanum mußte diese allerdings noch durch zwei nach obergermanischem Muster errichtete Limesabschnitte flankiert werden: den *limes Romanus* und den Traianswall. Während sich der *limes Romanus* etwa vom Eintritt der Drau in die Donau bis zur Mariza dehnte, erstreckte sich der Traianswall auf 60 Kilometer Länge in der Dobrudscha entlang der rechten Uferseite der Donau. Später wurde er als Querverbindung zwischen Dnestr und Pruth zeitweise vorverlegt.

Entlang des Stromes wurde eine imposante Militärstraße gebaut und während der Regierungszeit Kaiser Traians vollendet. Weder das obligate System von Legionslagern und Kohortenkastellen noch Brückenübergänge fehlten. Das großartigste Beispiel hierfür ist der von Traians Baumeister Apollodor bei Drobeta (Turnu Severin) geschaffene Donauübergang. Ebenso wie auf dem Rhein kontrollierte eine Fluß-Flottille den Strom, deren Haupthafen Sexaginta Prista (Russe) war.

Kartografisch war das gesamte Straßennetz

– wie übrigens an allen limites – auf sogenannten Itinarien festgehalten. An exponierten Limespunkten dienstuende Einheiten erhielten solche Wegekarten stets mit dem Einzug. An Hand dieser konnte man sich nicht nur ausgezeichnet orientieren, sondern erhielt auch allerlei Auskünfte über Herbergen, Rastplätze, Städte oder stabula, den militärischen Stationen für den Kurierdienst und Pferdewechsel. Solche stabula gab es in bestimmten Abständen an allen Limesstraßen. Die Entfernungen wurden durch alle 1,5 Kilometer aufgestellte Meilensteine angezeigt.

In der Periode der Stabilisierung der Rheingrenze war die Bewachung des Donaulimes zur Schwerpunktaufgabe der römischen Legionen geworden. Nördlich der Donau und mehr noch in den dahinterliegenden Weiten vollzogen sich parallel dazu völkerbewegende Umwandlungsprozesse in schnellem Tempo. In deren Gefolge brandeten immer wieder Wellen germanischer und sarmatischer Kriegerscharen gegen und über den Limes hinweg. Diesem Umstand hatte schon Kaiser Augustus mit der Entsendung von sieben Legionen an die Donau Rechnung getragen – jetzt waren daraus neun geworden. Weitaus weniger Aufmerksamkeit schenkte man indes dem Innern der Donauprovinzen. Dort waren lediglich eine Handvoll Legionskohorten und einige Beneficiarstationen (Polizeiposten) präsent. So standen im 3. Jahrhundert in der Provinz Thrakien nur zwei Auxiliar-Kohorten, eine davon übrigens eine *cohors Germanorum*.

Nach der endgültigen Niederwerfung der Daker (105/106) waren es Markomannen, Quaden und Jazygen, die den Limes berannten und deswegen in mehreren Feldzügen „befriedet“ werden mußten. Im 3. Jahrhundert hatten sich die Römer mit Goten, Vandalen, Gepiden, Karpen, Herulern sowie sarmatischen Jazygen und Roxolanen auseinandersetzen, die den Limes an verschiedenen Stellen durchbrachen. Schlachtensiege und -niederlagen wechselten in rascher Folge. Dann fegte der Hunnensturm über den Limes hinweg. Um den Donau-Limes überhaupt noch halten zu können, mußten die

Römer schließlich mit einigen dieser Völker Förderatenverträge abschließen und ihnen die Grenzsicherung anvertrauen. Trotz mehrfachen Überrennens wurde der Limes jedoch immer wieder restauriert und instand gesetzt. Noch Kaiser Justinian I. (527 bis 565) bediente sich seiner als Schutzwehr gegen die das Byzantinische Reich bedrängenden Bulgaren, Slawen und Awaren.

Ein völlig anderes Bild bot der orientalische Limes dem Betrachter. Dort kannte man weder Pfahlgraben noch Mauer noch einen sichernden Wasserlauf; nur die nördliche Fortsetzung der Limeszone war der Euphrat. Im Prinzip war der Orient-Limes nichts weiter als sowieso vorhandene castra, angelegte Straßen und halbwegs nach Plan errichtete Kohortenkastelle. Zu den Eigentümlichkeiten dieser Limeszone zählte, daß zu ihr ein weitverzweigtes Be- und Entwässerungsnetz mit Staudämmen und -becken, Zisternen, Kanälen und Aquädukten gehörte.

Vor allem jedoch zwei gewichtige Gründe sprachen dafür, daß die Römer für den Orient gerade dieses Verteidigungswerk wählten und kein anderes. Zum einen waren das die für einen potentiellen Gegner leicht zerstörbaren Wasserversorgungsanlagen, zum anderen waren es die sich fortlaufend ändernden Besitzverhältnisse. Fast während der ganzen Dauer ihrer Anwesenheit im Nahen Osten befand sich die römische Armee im Kriegszustand: bis 226 mit dem arsakidischen Partherreich, dann mit sassanidischen Persern. Einmal loderte der Kriegsbrand diesseits des Euphrat, einmal jenseits. Einmal siegte jener, einmal dieser. Einen festen Grenzverlauf gab es kaum jemals. Um überhaupt eine einigermaßen akzeptable Verteidigungskonzeption schaffen zu können, gab Kaiser Hadrian sogar freiwillig alle von Traian im Partherkrieg 113 bis 117 gewonnenen Positionen ostwärts des Euphrat wieder auf.

Für den südlichen Teil der orientalischen Limeszone war die in Bostra (Arabia) liegende legio III Cyrenaica verantwortlich. In Gefahrensituationen wurden ihr die in Carpacotna (VI. Ferrata) und Hierosolyma (X. Fretensis) garnisonierten jüdischen Legionen beigegeben. Den mittleren Teil bewachte

die in Emesa am Orontes stationierte legio III Gallica, und den Nordabschnitt schließlich die XVI. Flavia aus Dura. Wie schon angedeutet, bildete von dort aus die meiste Zeit der Euphrat die Grenzlinie, die man gleichfalls in drei Wachabschnitte unterteilte. Den Südteil hatte man der IV. Scythica aus Cyrrhus zugeordnet, die Mitte beobachtete die XII. Fulminata aus Melitene, und den Nordteil schließlich kontrollierte die legio XV Apollinaris aus Satala. Wie auf Rhein und Donau kam noch eine auf dem Flußlauf patrouillierende Flotte hinzu, die sogenannte Euphratflotte.

Gegen Ende des 3. und im 4. Jahrhundert hetzte ein Perserkrieg den anderen. Mehrere Male drangen die Perser bis zur Mittelmeerküste vor. Einmal mußte ihr Abzug mit hohen Geldaufwendungen erkaufte werden. Dennoch überstand der Limes auch diese Epoche relativ unversehrt. Noch die späteren Byzantiner hofften, kraft seiner Standfestigkeit den Ansturm der Araber aufhalten zu können. Später versandete er.

Ähnlich dem orientalischen Limes war der nordafrikanische angelegt. Vermutlich reichte er vom Hodna-Gebirge an der Grenze der einstigen Römerprovinz Mauretania Caesariensis (heute Algerien) bis zum Mittelmeerort Leptis Magna in der Provinz Africa proconsularis (heute Libyen). Leider ist er im Augenblick der unerforschtste aller limites.

Auch der nordafrikanische oder tripolitaneische Limes war ein Flächenkomplex aus Militärstraßen, Kastellen, zum Teil auch Erdwällen oder Mauern mit Beobachtungstürmen und Signalstationen. Von ebensolcher Wichtigkeit waren Bewässerungssysteme, die dort genauso zur Gesamtanlage gehörten wie in Syrien. Natürliche Gegebenheiten wie Salzseen oder Gebirgsmassive wurden geschickt in den Limesverlauf einbezogen. Typisch für den Afrika-Limes war eine Grabenanlage, die faktisch ein letztes Bollwerk hinter der Limeszone bildete und mögliche Gegner vom Eindringen ins Hinterland abhalten sollte. Diese Grabenanlage hieß fossatum.

Einziges castrum in Limesnähe war Lambaesis (Numidia), in welchem die legio III Augusta (außer 238 bis 253) stand. Die Anla-

ge wurde darüber hinaus von Auxiliar-Verbänden und örtlicher Grenzmiliz bewacht. Sonst waren noch in Ägypten, das über keine Limesanlage verfügte, die legio II Traiana (in Nikopolis unweit Alexandria) und die XXII. Deiotaria (Memphis) sowie drei alae Kamelreiter in der Thebais für den Einsatz in Wüstengebieten stationiert.

Nomadenreiter waren denn auch die Hauptgegner der nordafrikanischen Limesanlage. Oftmals geriet diese derart in Bedrängnis, daß die örtliche Verteidigung nicht ausreichte. So zog Kaiser Septimius Severus 203/204 gegen die aufständischen und den tripolitaneischen Limes bestürmenden Garamanten ins Feld. Diesen tat es um 271 der Berberstamm der Quinquegentanei unter ihrem Anführer Faraxes mit Einfällen in die Provinz Numidien gleich. Endgültig ist dieser Stamm erst im Jahre 297 durch den Tetrarchen Maximianus aus dieser römischen Provinz vertrieben worden. Zu Beginn des 6. Jahrhunderts erhielt der nordafrikanische Limes noch einmal Bedeutung, als ihn die dort eingefallenen Vandalen als Verteidigungswerk gegen ihre früheren berberischen Verbündeten aktivierten.

Als letzten der limites wollen wir vallum Hadriani und vallum Antonini in der einstigen römischen Provinz Britannia betrachten.

Zur Einrichtung dieser Provinz war es im Jahre 47 gekommen, nachdem Kaiser Claudius (41 bis 54) den Südteil der Insel mit einer machtvollen Militäraktion besetzt hatte. Nach und nach drangen die Römer bis in das heutige Schottland vor, aber wechselndes Schlachtenglück in den Gefechten und vor allem die doch sehr unwirtliche Gegend veranlaßte sie bald, sich an die engste Stelle Britanniens, einer Linie zwischen Tynemündung und Cumbria-Küste, zurückzuziehen. Dennoch war auch jetzt ein militärischer Druck seitens der nördlichen Inselbevölkerung – erst Kaledonier und Maianen, dann Pikten und Scoten – durchaus vorhanden, so daß unter Kaiser Hadrian mit dem Bau des nach ihm benannten Walles begonnen wurde. Über seinen Verlauf und sein Aussehen sind wir verhältnismäßig gut unterrichtet.

Der Hadrianswall verlief über eine Strecke

von 120 Kilometer von der Nordseeküste zum Solway Firth. Außerdem gehörte ein 60 Kilometer langer Kastellgürtel entlang der cumbrianischen Küste hierzu.

Wie der rätische Limes bestand der Hadrianswall aus einer durchgehenden Steinmauer, an deren dem Feind abgekehrten Seite man Wachtürme und Kleinkastelle direkt einband. Die Mauer erreichte eine durchschnittliche Höhe von 3 Metern. Das cumbrianische Endstück mußte wegen Steinmangel aus Erdwällen und Holz errichtet werden.

Auf der Feindseite vor dem Wall hatte man einen Graben von 8 Meter Breite und 2,5 Meter Tiefe ausgehoben. Die Mauer selbst sicherten im Meilenabstand (1,5 km) Kleinkastelle, zwischen denen jeweils zwei Wachtürme für zusätzlichen Schutz sorgten. Die Wachtürme entsprachen mit ihrem quadratischen Grundriß von 6 Meter Seitenlänge den uns aus Germanien und Rätien bekannten, ebenso auch die Kleinkastelle, die gleichfalls bis zu fünf *decuriae* Infanterie oder ein turma Reiter aufnehmen konnten. An der Innenseite der Steinmauer verlief abermals ein 6 Meter breiter und 3 Meter tiefer Graben und den Abschluß bildete eine 6 Meter breite Militärstraße, die alle Stationen miteinander verband.

Auch in Britannien befanden sich die *castra* ein beträchtliches Stück von der Wallanlage entfernt. Auf der Insel waren drei Legionen stationiert, wobei die in *Isca* liegende II. *Augusta* wohl mehr damit beschäftigt war, die stets aufmüpfige Bevölkerung von Wales in Schach zu halten. Dagegen mußten Kontingente der XX. *Valeria Victrix* aus *Deva* (Chester) und der VI. *Victrix* aus *Eburacum* (York) hin und wieder am Hadrianswall Dienst versehen. Freilich wurden auch ständig *Vexillationen* aller drei Legionen zu andernorts im Imperium stattfindenden Feldzügen abkommandiert. In der Hauptsache ließ man deshalb den Wall von Auxiliar-Formationen schützen, die unmittelbar dahinter in Kastellen untergebracht waren. So lagen beispielsweise im Kastell *Banna* (Carvoran) syrische *Sagittarii*, in anderen Gallier und Thraker.

Gern ließ sich wohl keine römische Einheit

an den Hadrianswall versetzen. Den südländischen Legionären und Auxiliarkriegern galt dieser Landstrich als Inbegriff einer nebeligen Unwirtlichkeit, die schlimmer nicht vorstellbar war. Und zu diesem Übel gesellten sich die ständigen Angriffe der in Schottland ansässigen Bergvölker.

Bevor sich die Römer in Britannien jedoch endgültig auf die Defensive beschränkten, wagten sie noch einen Vorstoß. Nachdem die Arbeiten am Hadrianswall abgeschlossen waren, verlegte Kaiser Antoninus Pius die Grenzlinie nach Norden. Zwischen *Firth of Forth* und *Firth of Clyde* wurde ein neues Verteidigungswerk errichtet, *vallum Antonini* (Bauzeit 142 bis 145). Für diesen wendete man freilich weit weniger Mühe auf: die Befestigung bestand lediglich aus einem Erdwall. Doch des Festsetzens hier währte nicht lange. Schon Ende des 2. Jahrhunderts zog man sich teilweise in die frühere Stellung zurück, da anderen Aufgaben im römischen Imperium größere Bedeutung zukam.

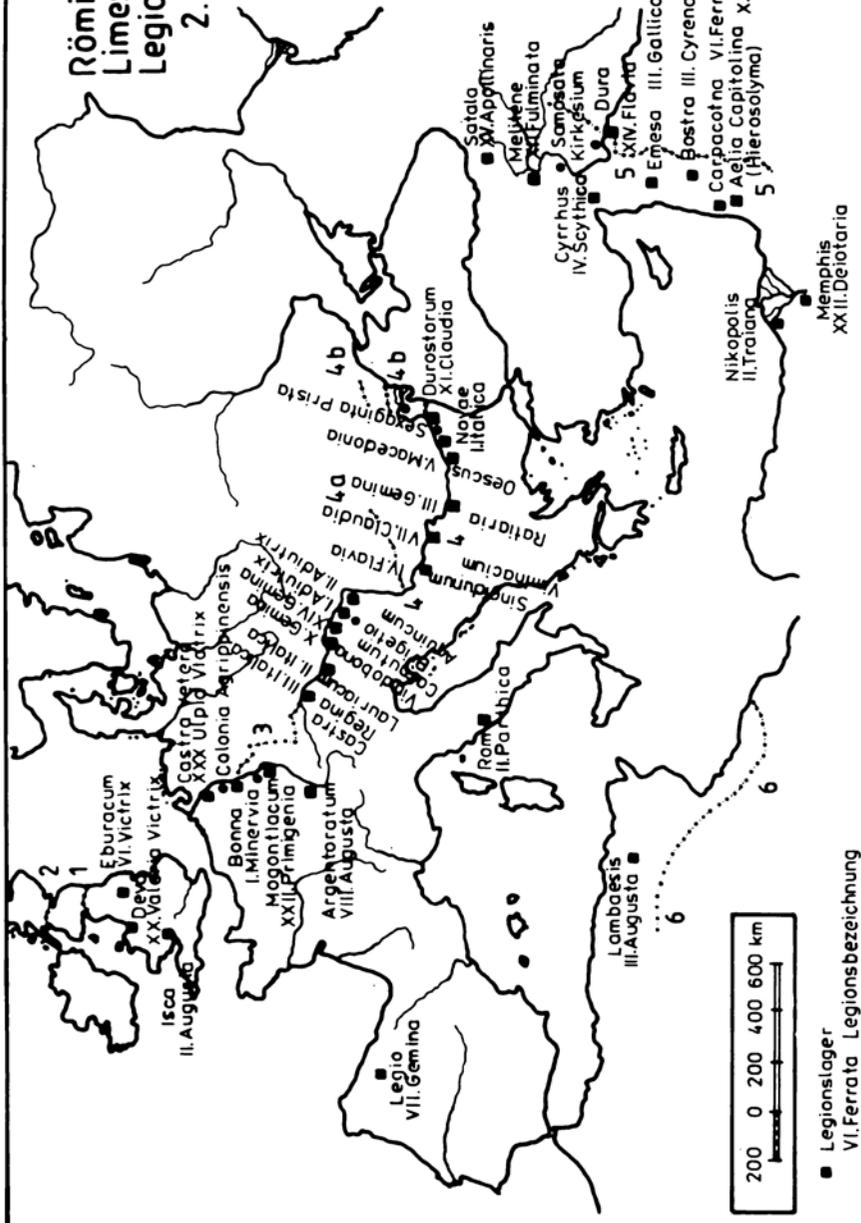
Seit Beginn des 3. Jahrhunderts überfluteten Scharen der *Kaledonier* und *Maiaten* den Norden der britannischen Provinz. der *vallum Antonini* wurde vollends aufgegeben. Zwar drang Kaiser *Septimius Severus* in einer Gegenaktion nochmals tief nach Schottland ein, doch an der Situation vermochte auch er nichts mehr zu ändern. Abermals wurde der Hadrianswall instand gesetzt. Im Jahre 367 unterlag das Verteidigungswerk schließlich dem Ansturm der vereinigten *Pikten*, *Scoten* und *Sachsen*. Ende des 4. Jahrhunderts verließen ihn die Römer für immer.

Wie wir gesehen haben, verschwanden die römischen *limites* mit dem Untergang des Imperiums. Das galt für den befestigten *Rhein-Donau-Limes* des 4. Jahrhunderts genauso wie für den sogenannten *litus Saxonicum*, einer Kette von Signalstationen und Wachtkastellen beiderseits des englischen Kanals, die das zusammenbrechende Reich wegen der von See ins Land schwärmenden *Angeln*, *Sachsen* und *Jüten* unterhielt.

Im Grunde war es eine folgerichtige Entwicklung. Das sich in gesamtgesellschaftlicher Hinsicht in Agonie windende Imperium

Römische Limesanlagen und Legionslager 2. und 3. Jh

- ... Limesanlage
- 1 vallum Hadriani
 - 2 vallum Antonini
 - 3 obergerm.-rät.
 - 4 Donau-Limes
 - a vallum Romanum
 - b vallum Traiani
 - 5 Orient-Limes
 - 6 Afrika-Limes



■ Legionslager
 ■ VI. Ferrata Legionsbezeichnung
 ● Stationshafen



war den im Aufbruch befindlichen Völkern ringsum nicht mehr gewachsen. Es vermochte dem Lauf der Ereignisse nicht mehr militärisch wirksam, weder offensiv noch defensiv, zu begegnen. Soviel wissen wir: Der Zerfall der Gentilordnung bei den wandernden Völkern jenseits der Imperiumsgrenzen ging einher mit permanenten kriegerischen Unternehmungen und Beutezügen. Diese Triebkraft versetzte dem Imperium Romanum den Todesstoß. Die limites verloren ihre Bedeutung.

LITERATUR

- Autorenkollektiv unter Leitung von R. Günther und H. Köpstein: *Die Römer an Rhein und Donau*. Berlin 1985
- Autorenkollektiv unter Leitung von B. Krüger: *Die Germanen*, Band II. Berlin 1985
- Böttger B./Döhle B./Wachtel K.: *Bulgarien – Eine Reise zu antiken Kulturstätten*. Berlin 1971
- Dieter H./Günther R.: *Römische Geschichte bis 476*. Berlin 1979
- Dröbner, R.: *Kulturen aus der Vogelschau*. Leipzig–Jena–Berlin 1987
- Jäger, O.: *Geschichte der Römer*. Gütersloh 1884
- Rasin, J. A.: *Geschichte der Kriegskunst*, Band 1. Berlin 1959
- Sklenář, K.: *Spuren der Vergangenheit*. Leipzig 1983

Waren die Römer kleine Leute?

Schon öfter ist gemahnt worden, beim Schaffen von neuen Zinnfiguren die Einheitsgröße von 32 mm Scheitelhöhe zwar als mittleren Maßstab anzuwenden, jedoch nicht sklavisch für jede Figur einzusetzen. Es ist zum Beispiel höchst unnatürlich, Frauen und Männer gleich groß zu gestalten. Einige wenige Herausgeber berücksichtigen das. Dabei denke ich an die in der BRD herausgekommenen Kulturserien von Provinzialrömern, mit denen man sehr lebendige und realistische Dioramabilder gestalten kann.

Über unterschiedliche Größen bei Pferderassen hat man sich schon besser geeinigt als über die Unterschiede bei Menschen. Es stört immer noch, wenn in Kampfaufstellungen Römer und Germanen durchweg in gleicher Größe auftreten. Wenn auch die gebürtigen Römer keine Zwerge gewesen sind, so gab es doch bei den Germanen auffallend große Gestalten. Daß man das an Hand der archäologischen Funde beweisen kann, las ich jetzt in dem Buch von Dr. Markus Junkelmann „Die Legionen des Augustus“ (Mainz 1986). Auf Grund der vorgeschriebenen Mindestgröße zur Rekrutenannahme bei den Römern müssen wir eine Durchschnittsgröße von 170 cm annehmen, und das wird durch die Ausgrabungen von Legionsausrüstungen bestätigt. Waffen, Schilde, Helme sind für kräftige Männer von 175 bis 185 cm geeignet. Die Sohlen der Legionssandalen haben meist die Größe 42, die Helme aus der augusteischen Zeit sind durchschnittlich 20,4 cm breit. Die Germanen waren – allein aus alemannischen Skeletten zu schließen – oft größer als die heutigen Menschen Mitteleuropas.

Die Schlußfolgerung wäre also, daß wir die römischen Legionäre als Zinnfiguren wohl auf 30 bis 32 mm Scheitelhöhe, die Germanen aber dann 1 bis 2 mm größer abbilden müßten. Es wäre gut, wenn solche Unterschiede berücksichtigt würden.

Erwin Ortman

Der Limes in Germanien und der Versuch einer Darstellung mit Zinnfiguren

Der Limes beschäftigt sicher viele Sammler der Antike, und so mancher Zinnfigurenfreund versuchte sich schon mit einer Darstellung dieser bekannten Römergrenze. Auch die damalige Nachbarschaft zu den Germanen macht dieses Thema für uns interessant. Problematisch wird es aber dann mit den Figuren für das 2. Jahrhundert. Für das römische Altertum gibt es bei uns in der DDR ein nicht gerade reichhaltiges Angebot. Bei der Suche nach geeigneten und historisch richtigen Römertypen für Limes-Darstellungen mußte man bisher basteln. Seit einiger Zeit liegt nun meine kleine Serie „Hilfstruppensoldaten mit gefangenen Germanen“ vor. Diese Figuren stellen Soldaten einer gemischten Hilfstruppeneinheit (cohors equitata) des 2. Jahrhunderts dar, die wie geschaffen ist für den Grenzdienst: Fußsoldaten als Turmbesatzung und die Reiter für Patrouillen.

Kommandiert wurden solche Einheiten von einem römischen Präfekt (praefectus cohortis). Er und die Hauptmänner kamen meist aus einer Legion und besaßen im Gegensatz zu den einfachen Kohortensoldaten das römische Bürgerrecht.

Der Hauptmann in der Serie ist auch an der besseren Ausrüstung erkennbar. Als Quelle für die Rekonstruktion von Ausrüstung und Bewaffnung der verschiedenen Soldatentypen dienen in erster Linie die Reliefs des Siegesdenkmals in Adamklissi (Tropaion traiani), die durch verschiedene Fundstücke ergänzt wurden. Zum Beispiel sind Helme, Schwerter, Lanzen und Schuhe gänzlich oder in Teilen archäologisch belegt.

Mit den vorhandenen Figuren läßt sich also eine Szene am oder in der Nähe eines Wachturmes darstellen, wo ein illegaler Grenzgänger nach Eintreffen von Reiterstreife und Hauptmann einem kurzen Verhör unterzogen wird.

Der Bau des Limes begann in der Regierungszeit Domitians (81 bis 96), und nach Durchlaufen mehrerer Bauzustände hat der Grenzwall etwa Ende des 2. Jahrhunderts seine endgültige Form erhalten. Er war ungefähr 500 Kilometer lang und mit etwa 900 Wachtürmen bestückt. Es wird der obergermanische vom rätischen Limes unterschieden. Ersterer war seit Domitian ein Grenzweg, der mit Holztürmen versehen war. Unter der Regierung Kaiser Hadrians (117 bis 138) legten die Bautrupps feindwärts vom Weg die Palisade an und schließlich traten Mitte des 2. Jahrhunderts Steintürme an die Stelle der vielleicht baufällig gewordenen alten Holztürme. Ende des 2. bis Anfang des 3. Jahrhunderts wurde der vierte Bauzustand, die zusätzliche Anlage von Wall und Graben erreicht.

Beim rätischen Limes stimmen die ersten drei Bauphasen mit dem obergermanischen überein. Bei dem vierten Bauzustand wird jedoch die Palisade niedergerissen und die Steintürme durch eine Mauer miteinander verbunden. Bis zur Aufgabe der Limesgrenze um 260 infolge der Alemanneneinfälle gab es nach Erreichen des vierten Bauzustandes keine weiteren baulichen Veränderungen.

Neben der Einteilung in die vier Bauzustände gibt es natürlich Abweichungen in bestimmten Details. So findet sich mancherorts statt der Palisade ein Holzzaun. Es ist aber nur als Abweichung von der Regel zu betrachten und erfüllte wahrscheinlich die gleiche Funktion wie eine Palisade. Auch sind, bedingt durch Grenzverschiebungen, nicht alle vier Bauphasen an allen erforschten Limesstrecken nachweisbar.

Was wollten die Römer eigentlich mit diesem Limes erreichen? Dieser Grenzwall sollte die Reichsgrenze nach außen hin sichtbar machen und war geeignet, den Personen- und Warenverkehr an den Übergängen zu kontrollieren. Es sollte außerdem der „heimliche Übergang von Raubgesindel“, das waren kleine, bewegliche Germanengruppen, die auf Raub und Plünderung ausgingen, ver-

hindert und damit die Sicherheit der Provinzbewohner gewährleistet werden. Der Limes war also keine eigentliche Verteidigungslinie, sondern nur eine überwachte Grenze mit Annäherungshindernissen.

Erkennbar wird das nicht nur an den Baulichkeiten, sondern auch an der Tatsache, daß lediglich Hilfstruppen in geringer Dichte die Grenze sicherten. Die Legionen als Kerntruppen der römischen Militärmacht waren in Mainz, Straßburg und Regensburg (je eine Legion) stationiert und kamen nur bei größeren Überfällen zum Einsatz.

Die Wachtürme

Die späteren Bewacher des Limes waren gleichzeitig auch die Erbauer, die unter Anleitung und Kommando erfahrener Legionsoffiziere alle Wehrbauten der Grenzlinie errichteten. Belegt wird das durch die Funde von in Stein gemeißelten Bauinschriften, die bei Ausgrabungen ans Licht kamen.

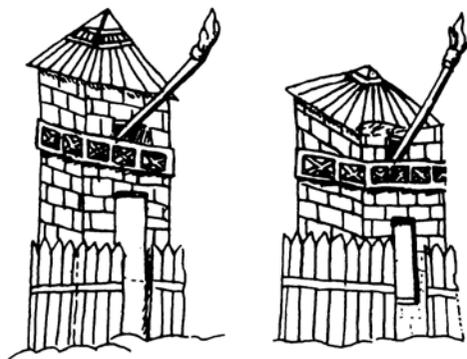
Die Rekonstruktion der Wachtürme bereitet einige Schwierigkeiten. Die Archäologen fanden und finden bei ihren Grabungen meist nur die Fundamente und in wenigen Fällen einige Schichten des Mauerwerks. Glücklicherweise haben wir auf der Trajanssäule in Rom Abbildungen von Wachtürmen. (Bild 1) Es sind Türme vom moesischen Donau-Limes zu Beginn des ersten Dakerkrieges (101 u. Z.). Dargestellt sind (wahrscheinlich) Steintürme, die von einer eingangsseitig offenen Palisade umgeben sind. Der Eingang

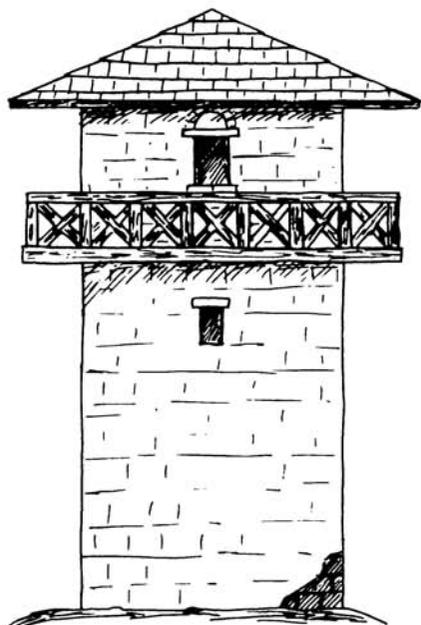
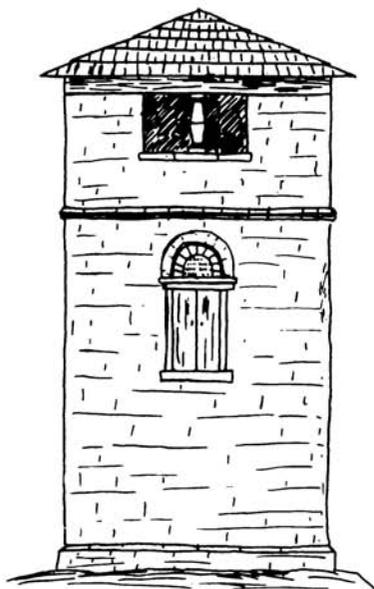
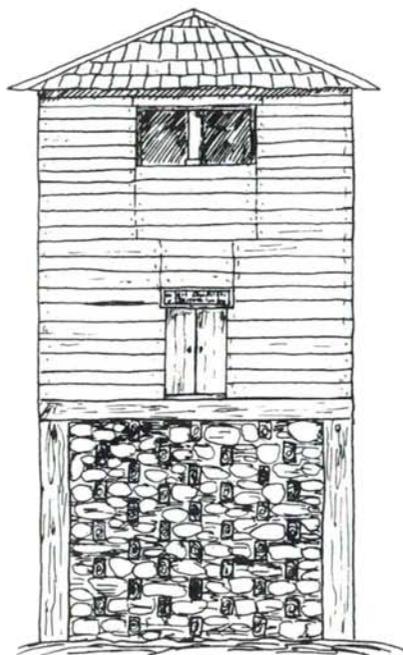
ist erhöht und war sicher nur über eine Leiter zu erreichen. Ein besonders augenfälliges Merkmal ist der galerieartige, hölzerne Umgang in Höhe des Obergeschosses und das mit Holzschindeln oder Brettern gedeckte Dach. Unter Beachtung der archäologischen Befunde lassen sich also brauchbare Rekonstruktionen erstellen. Ein Problem sind jedoch die Turmhöhen, die nicht unmittelbar bekannt sind, wohl aber meist dreistöckig oder auch zweistöckig möglich scheinen. Es richtete sich ganz nach den örtlichen Gegebenheiten, und dort, wo man besonders kräftige Fundamente fand, dürften auch höhere Türme möglich sein. Zwischen manchen Turmstellen des Limes müssen Höhenzüge überblickt werden, um den Sichtkontakt der Türme untereinander zu gewährleisten. Aus dieser Tatsache läßt sich auf eine Mindesthöhe an dieser Stelle schließen.

Von den Holztürmen hat sich natürlich nicht viel erhalten. Die Turmstelle war meist von einem runden, manchmal auch eckigen Ringgraben umgeben, der hauptsächlich der Entwässerung gedient haben dürfte.

Vier kräftige Eckpfosten (30 mal 30 cm) markieren den quadratischen Grundriß (4,0 bis 5,5 m) und tragen den Turm. (Bild 2) Das massive Untergeschoß besteht aus Trockenmauerwerk mit Lehmfüllung und Balkenrosten, ähnlich der gallischen Mauer (murus gallicus). Die Enden der Balken waren von außen sichtbar. Die Außenhaut könnte als Bretterstülpchalung ausgebildet sein. Auch können senkrechte Schindeln angebracht sein oder die Geschosse des Turmes aus sichtbarem oder überputztem Fachwerk bestehen. Bei letzterer Rekonstruktion bestünde kein großer Unterschied mehr zu den Steintürmen. Die Holztürme besaßen ein Schindeldach.

Bei den Steintürmen (Bilder 3 und 4) sind die Fundamente seltener von einem Ringgraben umgeben. Der Grundriß ist in der Regel quadratisch und beträgt 4,0 bis 6,0 Meter. Die Mauer ist am Fuß des Turmes 0,7 bis 1,0 Meter dick und nimmt in der Dicke nach oben hin geschosswise ab. Das aus dem in der Gegend vorhandenen Naturstein errichtete Mauerwerk wurde mit Kalkmörtel ge-





bunden. Der Turm erhielt einen weißen Verputz, in den rot ausgemalte Quaderlinien gezogen waren. Die Dächer waren meist mit Holzschindeln gedeckt. In seltenen Fällen ist ein Schieferdach nachgewiesen und ganz vereinzelt sind Dachziegel gefunden worden, wo dann aber auch viele andere Merkmale des Turmes von der Regel abweichen. Bei den Ausgrabungen ist eine Reihe von Architekturteilen gefunden worden. Es gibt Pfeiler und Zwergsäulen, Tür- und Fenstereinfassungen sowie Gesimse, die zum Beispiel am Odenwaldlimes aus rotem Buntsandstein hergestellt waren. An Limes-Abschnitten, an denen kein geeignetes Steinmaterial vorhanden war, wird man die Architekturteile und vielleicht auch die Bauinschrift mit roter Farbe auf den weißen Putz gemalt haben. Zwergsäulen und Pfeiler sind Grundlage für die Rekonstruktion der Türme ohne Außengalerie, die dafür aber mit großen, zweigeteilten Aussichtsfenstern versehen sind, die hölzerne Läden haben können. (Bild 4) Die Fenster waren nicht nur günstig bei der Überwachung der Limesstrecke, sondern boten im Verteidigungsfall zwei Verteidigern nebeneinander Platz.

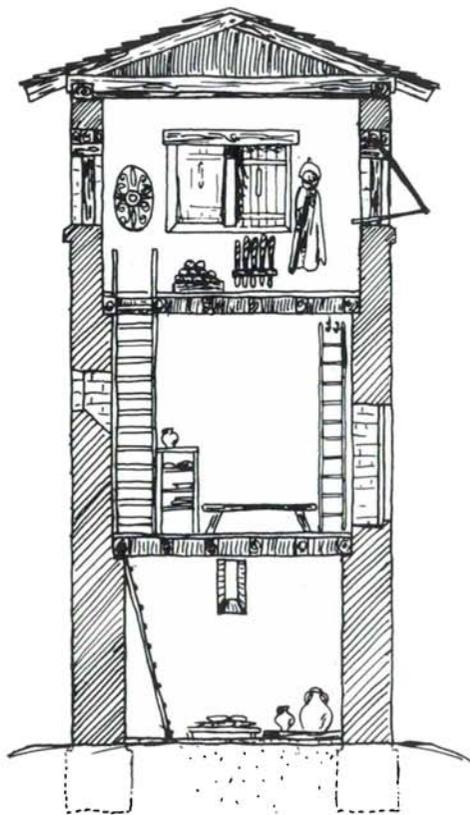
Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die weißen Türme mit der roten Bemalung, dem erhöhten Eingang und silbergrauen Schindeldach einen starken Kontrast zur umgebenden Landschaft bildeten, und man kann sich gut vorstellen, daß diese Wehrbauten des römischen Imperiums einen starken Eindruck bei den Barbaren hinterließen und auf diese Art Größe und Macht Roms demonstrierten.

Der Wachdienst

Damit der Limes seine Funktion erfüllen konnte, mußte rund um die Uhr Wache gehalten werden. Da bei den Römern eine Aufteilung in vier Nachtwachen üblich war, kann angenommen werden, daß vier Mann eine Mindestzahl der Turmbesatzung darstellen. Während des Tages war die Wache in zwei Dienste aufgeteilt, so daß sich nach Hinzufügen eines Turmältesten oder Unterführers eine denkbare Besatzungsstärke von 4 bis 5 Mann ergibt. Bedingt durch die geringe Größe des Wohngeschosses war diese Zahl für den ständigen Aufenthalt wohl auch nie höher.

Es wird davon ausgegangen, daß die Soldaten für mehrere Tage oder gar Wochen auf den Turm abkommandiert wurden. Bei den Ausgrabungen traten Handmühlen, Reste von Feuerstellen und reichlich Geschirrscherben zutage. Viele dieser Gefäße sind qualitativ hochwertig (*terra sigillata*) und gehörten offensichtlich zu einem kompletten Eßservice. Es gab auf den Türmen also einen gewissen Standard, der den eintönigen Wachdienst etwas erträglicher machte.

Das Mittelgeschoß war zum Wohnen eingerichtet und das Obergeschoß diente dem Wachdienst sowie der Aufbewahrung der Waffen und Signalmittel. Von hier wurde Ausschau zu den Nachbartürmen gehalten und bei Bedarf vereinbarte Signale gegeben. Auf der Trajanssäule sind bei den Türmen herausgehaltene Fackeln sichtbar und neben einem Turm befinden sich aufgeschichtete Holzstöße und Haufen aus Stroh oder Heu. Solche Feuer- und Rauchzeichen kamen am Tage und in der Nacht zur Anwendung. Bei



schlechtem Wetter mit Regen oder Nebel wurden sicher auch Horn- oder Trompetensignale gegeben. Es fand sich bei einer Ausgrabung das Mundstück eines Blasinstrumentes.

Der Wachturm mußte auch zur Verteidigung fähig sein, zumindest bis Signale gegeben wurden oder Entsatz eintraf. Neben der normalen Bewaffnung der Hilfstruppensoldaten gab es wohl zusätzliche Wurfspeere und als einfache Wurfgeschosse grob zugerichtete Steine. Pfeil und Bogen sind nicht nachgewiesen.

Um die Bewachung des Limes zu gewährleisten, die rechte und linke Limesstrecke sowie die zwei Nachbartürme einzusehen, standen die Türme meist auf Höhen oder an ein- oder ausspringenden Winkeln der Grenzlinie. Die einzelnen Türme hatten einen Abstand zwischen 300 und 1000 Metern. Eine

Aussicht ins Vorland war für den Turmstandort zweitrangig, da die Gegend sowieso meist bewaldet war und keine Weitsicht zuließ.

Limes nicht nur in Germanien

Der obergermanisch-rätische Limes ist nur ein Beispiel römischer Grenzbefestigung. Wie oben schon erwähnt, existierte auch entlang der Donau eine ähnliche Anlage und auch in Britannien sicherten die Römer ihre Eroberungen durch einen Grenzwall. Weniger bekannt sind die Limes-Anlagen in Syrien und Nordafrika, die teilweise durch schriftliche Quellen bekannt waren und hauptsächlich durch die Luftbildarchäologie erforscht wurden. Der syrische und der nordafrikanische Limes unterscheiden sich von den übrigen Grenzbefestigungen durch eine tiefe Staffelung in Form von Straßen, Kastellen und Signalstationen. Der Limes wurde also von den römischen Offizieren und Baumeistern den jeweiligen Gegnern und natürlichen Gegebenheiten angepaßt.

LITERATUR

- Rudolf Dröbler, *Kulturen aus der Vogelschau*, Urania-Verlag Leipzig-Jena-Berlin 1987
- Friedrich Schlette, *Germanen zwischen Thorsberg und Ravenna*, Urania-Verlag Leipzig-Jena-Berlin 1974
- Gerda von Bülow, *Archäologische Forschungen am römischen Limes in Bulgarien*, in „Das Altertum“ Heft 2/1986, Akademie-Verlag Berlin
- Autorenkollektiv, *Die Römer an Rhein und Donau*, Akademie-Verlag Berlin 1978
- Dietwulf Baatz, *Die Wachtürme am Limes*, = Schriften des Limesmuseums Aalen 15, Stuttgart 1976
- Ernst Schulze, *Die römischen Grenzanlagen in Deutschland und Das Limeskastell Saalburg*, Gymnasial-Bibliothek Gütersloh 1912

Lutz Schmidchen

Der Dreißigjährige Krieg aus der Sicht der kursächsischen Stadt Leipzig

Die regionalgeschichtliche Betrachtung eines Ereignisses wie des Dreißigjährigen Krieges am Beispiel einer Stadt, scheint uns besonders geeignet, sowohl typische Erscheinungsformen an konkreten Geschehnissen zu verdeutlichen, wie auch die gesamte Spanne möglicher Abweichungen von der Regel aufzuzeigen. Dem Charakter eines Arbeitsmaterials entsprechend kann die Darstellung nur in chronologisch geordneten Stichworten erfolgen.

Im Vorfeld der kriegerischen Ereignisse

1619 Juni

Der Kurfürst läßt erstmalig auch in Leipzig „umschlagen“, um zur Defensive seiner Lande Kriegsvolk anwerben zu lassen.

1620 Februar 5

Im Leipziger Rathaus tagt der Obersächsische Kreis und beschließt die Aufstellung von 1000 Pferden und 1 Regiment zu Fuß mit 3000 Mann. Bereits zwei Tage später wird die Ausrüstung dafür mit 55 Wagen und 200 Mann Eskorte durch Leipzig transportiert. Vor dem Peterstor wird ein Fähnlein kurfürstliches Fußvolk einquartiert, das *großen Mutwillen verübt*. Vom 31. Juli bis zum 3. August müssen weitere 10 Fähnlein Fußvolk, die auf den Pflingstwiesen campieren, verköstigt werden. Am 25. Februar 1621 wirbt auch das kaiserliche Regiment Lichtenstein zu Fuß in der Stadt.

1623 März 18

Der Kurfürst besichtigt persönlich die Mauern und Basteien der Stadt und mustert im Ranstädter Schießgraben das Defensiv-Aufgebot von 348 Mann.

1624 April 12

Die zum Aufgebot gehörenden Männer werden vor dem Peterstor auf die Fahne vereidigt.

1625 Dezember 14 bis 30
Tilly und Wallenstein erlassen Schutzbriefe zur Leipziger Neujahrs-Messe.

1626

Nach der Schlacht an der Dessauer Elbbrücke werden gefangene Mansfelder und die erbeuteten Fahnen von 50 Reitern durch Leipzig nach Wien eskortiert.

1629 März

Auf kurfürstliche Anordnung werden das Peters- und das Thomastor sowie das Hallesche Pfortlein vermauert und die verbliebenen drei Tore (Grimmaisches, Ranstädter und Hallesches) mit mindestens 20 Mann bewacht.

1630 Oktober 21

Von Merseburg werden 2 große Stücke auf Leipziger Schloß gebracht.

1631 Januar 20

Die Wachen an den Toren werden auf 30 Mann verstärkt. Beim Friedhof wird eine Schanze aufgeworfen und die Befestigungen am Grimmaischen Tor werden ausgebaut.

1631 Februar/März

In Leipzig findet ein Konvent protestantischer Fürsten statt, an dem unter anderen die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg sowie Abgesandte des Schwäbischen und Fränkischen Kreises sowie zahlreicher Reichsstädte teilnehmen. Es wird dabei ein Brief an den Kaiser verabschiedet, eine „Defensions-Verfassung“ angenommen und entsprechende Werbung beschlossen. Der Kaiser hat darauf *bey höchster Strafe anbefohlen ... vom gemelten Schluß abzutreten und alle Kriegsverfassung und Werbung einzustellen.*

1631 Februar 25

Vier Wagen mit Waffen werden auf das Schloß gebracht. Zehn Tage später treffen die ersten sächsischen Edelleute und am 8. April die Colditzer Defensionsfahne unter dem Hauptmann Bernhard von Miltitz in der Stadt ein.

1631 April 13

Auf der Schloßwiese werden drei Fähnlein Reiter gemustert und vereidigt. In der Stadt werben die Hauptleute Claus Traube und Vopelius und der Oberst Melchior von Schwalbach. Zwei Kornetts aus dem vogtländischen Kreis übernachteten auf dem Durchzug nach

Torgau am Brühl und in der Katharinenstraße (eines gelb mit schwarzen Löwen 120 Mann, das andere schwarz und gelb mit dem sächsischen Rautenkranz 150 Mann). Vom 19. bis zum 25. Mai parken auf dem Markt unter Bewachung 31 Heerwagen mit Reiterharnischen. Das Starschädelsche Regiment (*so gelbe und schwarze Livree gehabt*) zieht durch.

1631 August 10

Vor dem Hallischen Tor bis fast an Breitenfeld wird ein großes Heerlager abgesteckt, in das am 13. August 1000 Reiter, am 14. nacheinander das gelbschwarze Regiment, das rotgelbe, das blauweiße, des Feldmarschalls rotschwarzes Regiment und viele Reiterei einrücken.

1631 August 22

Die Truppen werden in Schlachtordnung aufgestellt und gemustert. Einen Tag später bricht die Armee mit 10 Stücken aus dem Leipziger Schloß nach Torgau auf, um den Elbübergang zu sichern.

Trotz der sehr prächtigen und zu diesem Zeitpunkt noch durchgängig einheitlichen Ausrüstung der sächsischen Truppen herrscht eine sehr schlechte „Mannszucht“. So werden eine ganze Reihe zur Armee stoßender Offiziere von umherstreifenden Soldaten beraubt und ermordet. Deshalb wurden am 29. Juli auf der Pleißenburg 21 Soldaten zum Tode verurteilt, von denen am 30. Juli acht 11 h auf dem Markt hingerichtet wurden (ein Quartiermeister und ein Rittmeister *auf schwarzen Tüchern* mit anschließender Beerdigung, die anderen durch Enthaupten und Rädern). Fünf Soldaten konnten sich losspielen, die anderen wurden vom Kurfürsten angesichts der bevorstehenden Kämpfe begnadigt.

Die erste Belagerung durch Tilly

1631 August 27

Nach der Einnahme von Merseburg streifen Tillysche Soldaten bis Lindenau. Die Vorstädter fliehen in die Stadt, die Wohlhabenden nach Dresden.

1631 August 29

8 h erscheint als Vorhut Tillys Quartiermeister Lorenz Münch von Steinach und fordert vom Rat täglich 8000 Pfund Brot. Da die Forderung abgelehnt wird, berennt er am Folgetag die Stadt mit seiner Reiterei, die alle Dörfer im Umfeld plündert und ihre Schildwachen bis vor die Tore stellt. Der Rat läßt die Geschütze auf die Basteien bringen und die ledigen Handwerker bewaffnen. Am Abend rücken auch noch vier Kompanien Defensioner in die Stadt.

1631 September 3

Mit 40000 Mann rückt Tilly über Wahren, Möckern und Gohlis auf die Stadt vor und läßt bei Eutritzsch starke Schanzen aufwerfen und bei Pfaffendorf Geschütze aufstellen. Die Leipziger haben die Tore mit Schutt blockiert und feuern mit Geschützen.

1631 September 4

Tilly bietet dem Rat durch einen Trompeter eine Stunde Bedenkzeit. Daraufhin wird in den Straßen Generalmarsch geschlagen. Bürger legen in den Vorstädten Feuer. Dabei brennen auch das Georgenhospital vor dem Ranstädter Tor, die Wasserkunst und die Nonnenmühle ab. Durch das Feuer und die städtischen Geschütze soll Tilly circa 300 Mann verloren haben, darunter einen Leutnant an seiner Seite. Er läßt die Stadt deshalb ab Mittag mit halben Kartaunen beschießen und die ganze Nacht Feuerkugeln werfen.

1631 September 5

Um 8 h bietet Tilly der Stadt nochmals einen Akkord an und läßt gleichzeitig im Rosental unmittelbar vor dem Hallischen Tor vier große Stücke aufstellen. Daraufhin verhandeln Vertreter des Rates und der Universität mit ihm im Totengräberhäuschen, weil dies vom Brand am wenigsten beschädigt ist und schließen einen Akkord, der die städtischen Rechte garantiert.

1631 September 6

Das Leipziger Defensionsfähnlein begibt sich auf die Pleißenburg, die anderen 6 Fähnlein marschieren um 10 h mit klingendem Spiel, wehenden Fahnen und brennenden Luntendurch das Peterstor ab. Gegen 13 h ziehen die Tillyschen Truppen ohne Trommelschlag ein und besetzen Tore und Basteien. Tilly

selbst hat mit seinem Stab zu Pferde vor dem Peterstor zugesehen und ist von dort, ohne die Stadt selbst betreten zu haben, zum Kriegsrat in das Lager vor der Stadt geritten.

1631 September 7

Obwohl vom Turm aus der Abzug der Tillyschen Armee zu sehen war, wird die Pleißenburg von ihrem Kommandanten Vopelius ohne Not übergeben. Die Besatzung zog ab, die verbliebenen kurfürstlichen Trabanten wurden entwaffnet und aus dem Schloß gejagt. Das Kommando über Stadt und Pleißenburg übernahm Oberst Wangler.

Am Abend zog nach der verlorenen Schlacht bei Breitenfeld der noch unversehrt rechte Tillysche Flügel mit den Regimentern Wangler, Wahl, Pappenheim zu Fuß, Reinach-Comargo und circa 1000 zukommandierten Musketieren wieder zurück in das Feldlager vor der Stadt. Der verwundete Oberst Wangler wird in die Pleißenburg gebracht. Am späten Abend trifft Pappenheim mit 1000 Reitern ein und übernimmt das Kommando – bis auf das Wanglersche Regiment, das in die Stadt zieht.

1631 September 8

Am hellichten Tag *im Angesicht des Feindes* zieht Pappenheim mit 6000 Mann geordnet völlig unbehelligt ab. Dies zeigt, daß offensichtlich auch die Sieger schwer angeschlagen waren. Zurück bleiben in der Stadt neben dem Wanglerschen Regiment rund 2000 Verwundete, die auf den Straßen herumliegen. Die Ratslauben sind zu einem provisorischen Spital umgebaut.

Die Wallensteinsche Besetzung

1632 September 29 bis Oktober 8

Auf die Nachricht vom Anmarsch der kaiserlichen Armee fliehen die Handelsleute und viele Leipziger von der Michaelismesse.

1632 Oktober 16

Auftauchen Wallensteinscher Reiter in den umliegenden Dörfern, die bereits am folgenden Tag ihre Schildwachen vor der Stadt aufstellen.

1632 Oktober 22

Kampflose Übergabe von Schloß und Stadt

an Wallenstein, der vom Rat 50 000 Taler fordert. Für dieses feige Verhalten wird der Hauptmann Vopelius später in Dresden enthauptet.

1632 Oktober 31

Die gesamte Wallensteinsche Armee marschiert an der Stadt vorbei nach Lützen.

1632 November 6

Nach der Lützener Schlacht langt Wallenstein noch vor seinen Truppen wieder in der Stadt an. Die Leichen Pappenheims und des Abtes von Fulda werden auf die Pleißenburg gebracht. Am folgenden Tag marschiert die gesamte Infanterie durch die Stadt und wird auf dem Marktplatz von Wallenstein gemustert. Zuerst kommen 41 Fahnen des Mitteltreffens, dann weitere 21 Regimenter. Das Holksache Regiment riegelt dabei die Straßen ab, um Desertionen vorzubeugen. Die Reiterei sammelt sich in den Vorstädten. 18 h ist die Ordnung soweit hergestellt, daß die Armee nach Chemnitz abmarschieren kann. Holks Truppen bleiben als Nachhut in der Stadt.

1632 November 8

Alles aufgefundeñe Vieh wird nach Borna getrieben. Die höheren Verwundeten werden abtransportiert. 17 Kornetts ziehen der Armee nach. Am nächsten Tag gibt Holk dem Rat die Torschlüssel mit der Aufforderung zurück, für die Verwundeten zu sorgen. Die Pleißenburg bleibt von Melchior Mosen besetzt.

1632 November 10

Sächsische Reiter nehmen im Handstreich das Grimmaische Tor und erschlagen sofort rund 200 Verwundete. Auch in den folgenden Tagen werden aufgefundene Kaiserliche umgebracht. Die Belagerung des Schlosses beginnt, aber die Besatzung kann sich zunächst durch einen Ausfall zur Thomas-Mühle ausreichend verproviantieren.

1632 November 20

Nach tagelanger ergebnisloser Belagerung zwingt ein erneuter starker Ausfall der Schloßbesatzung die Sachsen, um schwedische Hilfe zu bitten. Daraufhin treffen am 26. November die Regimenter Knyphausen (1500 Mann) und Franz Karl (600 Mann) und am 30. November die ersten 2 Belage-

rungegeschütze ein. Die Bürger müssen bis zu 30 Soldaten ins Quartier nehmen und werden dabei *arg tractiert*.

1632 Dezember 2

Die kaiserliche Besatzung zieht mit ihren Waffen ab. Um zu verhindern, daß Soldaten zum Feind übergehen, hat sie der Kommandant vor dem Ausmarsch völlig betrunken gemacht. Nur die Offiziere halten die Ordnung aufrecht.

Der Holksche Zug

1632 August 7

Erster Angriff kaiserlicher Reiter des Feldmarschalls Holk auf den Graben zwischen Grimmaischem und Peterstor. Am folgenden Tag trifft unter Melchior von Hatzfeld der Vortrab ein.

1632 August 9

Gegen 4 h wird die Stadt „angeblasen“. Am selben Tag trifft auch der Feldmarschall mit der Artillerie ein.

1632 August 12

Nach der schweren Beschießung am 11. und 12. August wird die Stadt übergeben und die kaiserliche Armee zieht zwischen 16 und 17 h ein. Die Pleißenburg wird von ihrem Kommandanten Tromsdorf behauptet. Holk erpreßt 85 000 Taler.

1632 August 16

Infolge des in Schlesien mit Kursachsen geschlossenen Vertrages zieht Holk wieder ab. Auch noch während des Abzuges wird die Stadt kräftig geplündert.

1632 Oktober 7

Der Rat schreibt angesichts des traurigen Zustandes und des Ausbleibens der Händler zur Michaelismesse an den Kurfüraten, daß *die allhier noch vorhandene Bürgerschaft mit solchen traurigen Gedanken beladen, daß sie nicht wissen, wo sie sich und die Ihrigen länger erhalten wollen*. Der Kurfürst verwarnet daraufhin die Stadt am 10. Dezember nochmals nachdrücklich, die überfälligen Kriegssteuern zu leisten.

1635 Juni 24

Dankgottesdienste in allen Kirchen anlässlich des Prager Friedensschlusses, von dem die Bürger vergeblich ruhigere Zeiten erhoffen.

Die erste schwedische Belagerung

1636 Dezember 25

Beginn der Vorbereitung auf eine Verteidigung gegen den bisherigen Bündnispartner Schweden. Dazu treffen am 30. Dezember fünf kursächsische Kompanien in der Stadt ein und der Kommandant läßt die Bürgerschaft *in völliger Rüstung mit klingendem Spiel* zur Musterung auf dem Markt antreten.

1637 Januar 1

Am Lindenauer Holz werden die ersten schwedischen Reiter ohne Standarten gesichtet. Einen Tag später trifft ein Trompeter des Marschalls Baner mit der Aufforderung ein, die Stadt *gütlich* zu übergeben.

1637 Januar 4

Die ganze schwedische Armee zieht an der Stadt vorbei Richtung Taucha-Eilenburg. Die Dörfer Connewitz, Döben und Großzschocher brennen. Bei einem Ausfall werden etliche schwedische Reiter überwältigt und gefangen in die Stadt gebracht.

1637 Januar 10

Das Pleißenwasser wird in den Stadtgraben geleitet. Die Vorstädter und das Landvolk fliehen mit ihrem Vieh und Habe in die Stadt. An allen Werken wird noch intensiv gearbeitet. Die Schweden treffen am 12. Januar 8 h früh ein, plündern das Hospital und beginnen erste Scharmützel.

1637 Januar 13

Nachdem der Kommandant die erneute Aufforderung eines Trompeters zu akkomodieren abgelehnt hat, beginnt die Beschießung aus Mörsern, großen und kleinen Stücken. Die gegen Feuerausbruch getroffenen Vorkehrungen bewähren sich. Vor dem Grimmaischen und Hallischen Tor beginnen die Schweden zu schanzen.

Bis zum 20. Januar wird in der Stadt hinter gefährdeten Stellen der Mauer eine zusätzliche Palisade errichtet. Alle in Mauernähe stehenden Gebäude werden völlig mit Schutt aufgefüllt. Die Bürger flechten Schanzkörbe. Auf dem Markt stehen Wagen mit Mist und Bauschutt für den Fall bereit, daß irgendwo eine Bresche entsteht. Wegen dauernder Ausfälle müssen die Belagerer ihre Schildwachen verstärken.

Aus dem Zeughaus wird eine 75-Pfünder, die „faule Magd“, die heute auf dem Königstein zu besichtigen ist, ans Grimmaische Tor gebracht und mit gutem Erfolg gegen zwei Häuser abgefeuert, die die Schweden für Minen benutzen wollten.

1637 Februar 1

Baner läßt nach den bisher vergeblichen Bemühungen immer 20 Geschütze lagenweise gegen das vor dem Grimmaischen Tor liegende Rondell abfeuern. Die schweren Beschädigungen werden jedoch jedesmal schnell wieder ausgebessert. Auch eine Mine bringt keinen Erfolg. Ein Sturmangriff an dieser Stelle bleibt im Abwehrfeuer liegen und endet mit großen Verlusten.

1637 Februar 5

Ein Bote des Kurfürsten gelangt in die Stadt und kündigt Entsatz durch die Generale Klitzing und Hatzfeld an.

1637 Februar 6

Am großen Kollegium gelingt es eine Bresche zu schießen und mehrere Minen lassen die Futtermauer auf 30 Ellen Länge in den Graben stürzen. Die schwedischen Sturmkolonnen, die als Erkennungszeichen Strohbunde an linken Arm und Hut gebunden haben, formieren sich zum Generalangriff. Die Leipziger haben an der Bresche eine Batterie aufgestellt und holen alle Leute von anderen Abschnitten zusammen. In letzter Minute wird der Sturm abgeblasen, weil die Schweden das für sie überraschende Heranziehen der beiden Entsatzarmeen bemerken. Um Mitternacht werden die Geschütze abmontiert und Baner zieht in Eilmärschen über Eilenburg nach Torgau ab.

1637 Februar 20

Großes öffentliches Dank-, Buß- und Betfest für die Errettung in letzter Stunde. Bald darauf nahmen die Leipziger die Überlebenden der *Wurzner Kreuz- und Marterwoche* – in der diese Stadt von den Schweden abgebrannt und ihre Einwohner erschlagen oder *abscheulich gemartert* wurden – auf.

1638

Aus dem Dorf Großzschocher liegt ein Bericht vor, nach dem sich die Einwohner gegen die das ganze Jahr durchziehenden schwedischen Truppen recht erfolgreich behauptet

haben, indem sie vor größeren Parteien ins Holz flohen, auf kleine Gruppen dagegen so erfolgreich schossen, daß diese den Ort für stark besetzt halten mußten. Fünf Einwohner sollen sogar an den erlegten „Schnapphähnen“ ziemlich reich geworden sein.

1639 März 20

Die Leipziger Besatzung unternimmt einen erfolgreichen Ausfall gegen Altenburg und kehrt mit 450 Pferden und anderer großer Beute heim. Unter den Gefangenen befindet sich ein Vetter des Generals Baner. In der Folge werden weitere erfolgreiche und teilweise recht ausgedehnte Ausfälle unternommen, so am 27. März nach Pegau und Delitzsch, am 6. April nach Weißenfels, am 18. Mai nach Merseburg, am 1. Juli gar mit 500 Mann nach Pirna. Am aufsehenerregendsten ist die Gefangennahme des schwedischen Kommandanten und der 150 Mann starken Besatzung von Halle. Dabei werden neun Fahnen erbeutet.

1642 Januar 15

Der schwedische General Königsmark erscheint vor der Stadt und fordert 24 000 Taler. Nachdem die Stadt mit Geschützfeuer antwortet, zieht er unverrichteter Dinge nach Eilenburg ab.

Die zweite schwedische Belagerung

1642 Oktober 24

Der schwedische General Torstenson schließt die Stadt ein und beginnt mit der Beschießung. Sechs Tage später gelingt es, eine Bresche am Grimmaischen Tor zu schießen, doch der Sturm wird abgeschlagen. Am 1. November wird die Belagerung vorläufig aufgehoben, weil die Schweden zur zweiten Breitenfelder Schlacht abziehen.

1642 November 9

Fortsetzung der Belagerung mit zunächst wechselndem Erfolg. So nehmen die Schweden am 18. November zwar die Thomaschanze, dafür gelingt den Verteidigern einen Tag später ein erfolgreicher Ausfall gegen die Batterien an dieser Stelle. Auch am 22. November werden bei einem Ausfall vor dem Peterstor sechs große Geschütze vernagelt.

1642 Dezember 1

Aus Erfurt trifft weiterer Munitionsnachschub für die Schweden ein. Danach wird das Feuer vor allem gegen die Pleißenburg verstärkt. Auf sie werden an einem Tag bis zu 700 Schuß aus Halbkartaunen abgefeuert.

Nachdem am 4. Dezember eine Mine die Schloßbastei mitten auseinanderbrach, beginnen am 6. Dezember erste Verhandlungen zur Übergabe. Am 7. Dezember besetzen die Schweden die Pleißenburg, deren Besatzung vorher in die Stadt abgezogen war.

1642 Dezember 9

Übergabe der Stadt und Abzug der Besatzung mit *klingendem Spiel, fliegenden Fahnen und brennenden Lunt* nach Dresden. Während die Generale Schleinitz und Trandorff in einem langen Wagenzug ihr gesamtes Eigentum unbehelligt mitnehmen können, werden den zurückgebliebenen Bürgern 300 000 Taler sowie 36 000 Ellen Tuch und 500 Pferde als Kontribution auferlegt. Der schwedische General Axel Lilie wird Stadtkommandant.

1642 Dezember 23

Die schwedische Armee zieht ab. In der Stadt verbleiben zwei Regimenter, für die täglich pro Mann 2 Pfund Brot, 1 Pfund Fleisch und 1 Kanne Bier bereit zu stellen sind. Außerdem werden allen Lebensmitteln Kriegssteuern auferlegt. Die Schweden räumen die Stadt erst am 1. Juli 1650, also zwei Jahre nach dem Friedensschluß.

LITERATUR

Bruchmueller, W.: *Leipziger Kriegsnöte in alter Zeit*. Leipzig 1918

Beier, Karl: *1000 Jahre deutsche Vergangenheit in Quellen heimatlicher Geschichte*. Leipzig 1911

Rothenburg, R.: *Schlachten, Belagerungen und Gefechte in Deutschland 1632 bis 1636*. Wien 1836

Haacke, U.: *Bilder aus dem 30jährigen Krieg*. Leipzig 1923

Bemerkungen zum Dioramenbau

Die zahlreichen neuen Dioramen, die in den Ausstellungen der letzten Jahre zu selten waren, verdeutlichen, daß neben dem „Schachtelsammeln“ und dem Aufschwung der vollplastischen Figur die Darstellung historischer Ereignisse im Diorama nach wie vor eine dominierende Rolle einnimmt. Zahlreiche Ausstellungen und die dort gezeigten Dioramen veranlaßten mich, auf der erweiterten Beratung des Zentralen Fachausschusses 1988 in Erfurt mich mit dieser Thematik zu beschäftigen.

Neben einigen Erfahrungen und Anmerkungen geht es uns vor allem um die Weiterführung der Diskussion zum Dioramenbau, wie wir sie mit unseren beiden Sonderheften „Dioramenbau“ begonnen haben. So sollen die folgenden Gedanken als Anregung, als Anstoß zur Darstellung der eigenen Erfahrungen und als eine mögliche Hilfe für den Anfänger verstanden werden.

Unter den in den letzten Jahren neu geschaffenen Schaubildern befinden sich auch Großaufstellungen wie die Schlacht bei Riade, der Kampf an der Dessauer Elbbrücke am 15. April 1626 (mit dem Zinnmeister in Gold ausgezeichnet), die Belagerung der Stadt Bautzen durch die Hussiten im Jahre 1429 und die Darstellung des Kampfes bei Dreiheiligen 1806. Die Schlacht an der Dessauer Elbbrücke und der Kampf um Dreiheiligen sind Kollektivarbeiten, bei denen die Stärken der am Bau der Dioramen beteiligten Bundesfreunde eingebracht wurden, so daß eine gute Gesamtdarstellung erreicht wurde.

In den Diskussionen zu den neu geschaffenen Dioramen konnten wir beobachten, daß die Empfehlungen der Sonderhefte zum Dioramenbau und die Erfahrungen der Dioramenbaulehrgänge aufgegriffen und schöpferisch umgesetzt worden sind. Der Jury lagen teilweise umfangreiche Dokumentationen vor, die Auskünfte über die Quellenlage, die Zielstellung und das Entstehen des Dioramas geben.

Bei Anerkennung aller Fortschritte in der Bemalung der Zinnfiguren lohnt es sich nun aber auch über die Qualität der Dioramen zu sprechen.

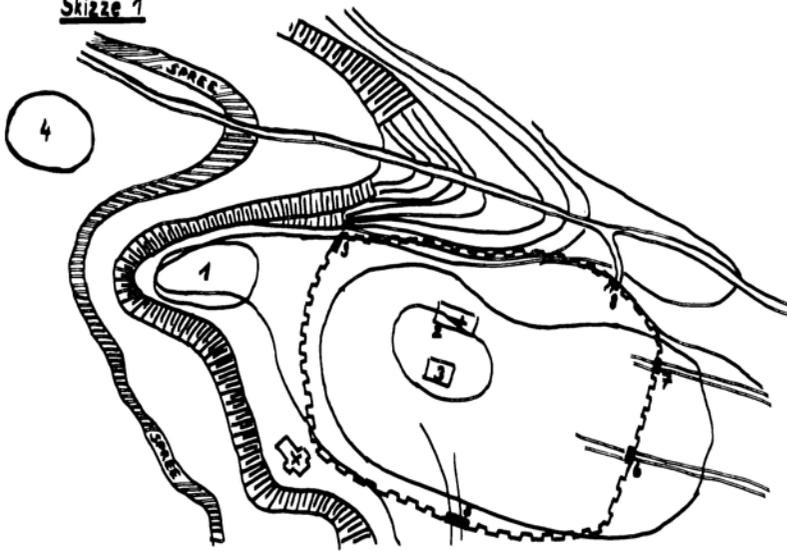
Eine wahrheitsgetreue oder annähernd wahrheitsgetreue Darstellung erfordert ein umfangreiches Quellenstudium nicht nur in Bezug auf die historischen Ereignisse, sondern auch über die örtlichen Besonderheiten, die Bauwerke, die geografische Lage, die entsprechende Jahreszeit, bis hin zu möglichen Angaben über territoriale Besonderheiten. Daß auch die Gestaltung des Geländes bedeutsam ist, geht sowohl aus den Empfehlungen der Dioramenbauhefte als auch aus den Hinweisen von Erwin Ortman im Heft 1988.1 unseres Arbeitsmaterials „zinnfiguren“ hervor.

Legen wir das Herangehen von Bundesfreund Ortman an die Gestaltung des Geländes bei den oben aufgeführten Großdioramen als Maßstab an, so finden wir bei der Darstellung der Ereignisse um Dreiheiligen und dem Kampf um die Dessauer Elbbrücke eine sehr gute Geländedarstellung. Vielleicht können diese Freunde ihre Erfahrungen für das Arbeitsmaterial mitteilen. Bei der Belagerung der Stadt Bautzen durch die Hussiten möchten wir aber doch unsere Bedenken anmelden. Ein Vergleich der Geländeskizze 1 und der Darstellung im Diorama (siehe dazu die Abbildungen im Arbeitsmaterial 1987.2, Seite 55) verdeutlicht, daß sich bei konsequenter Anpassung an das Gelände günstigere Möglichkeiten für die Schaffung der Übergänge vom Modell zum Rundhorizont anbieten.

Natürlich kann man die Darstellung des Geländes mit Höhenschichtlinien nicht verabsolutieren. Hier sollte jeder Dioramenbauer verantwortungsbewußt entscheiden, wie er diese Aufgabe lösen kann.

In älteren Veröffentlichungen finden wir auch Hinweise, daß bei der Geländedarstellung der Maßstab 1 zu 100, bei Bauwerken der Maßstab 1 zu 75 und bei der Zinnfiguren schließlich der Maßstab 1 zu 55 gilt. Dieses zum Dogma zu erheben, sollte aber nicht unser Anliegen sein. Wir haben mit den Hinweisen von Walter Brock sehr gute Erfahrungen

Skizze 1

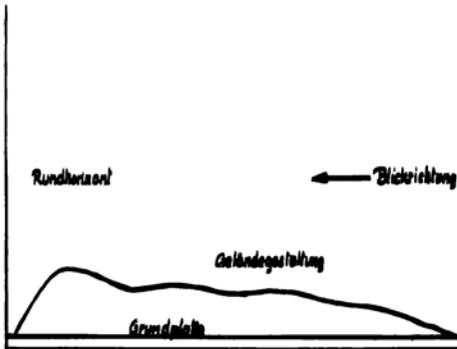


LEGENDE

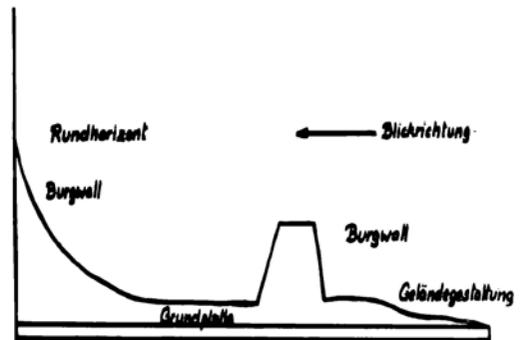
- 1 Burg des Landvogtes
- 2 Petridom
- 3 Rathaus
- 4 Protaschenberg
- 5 Laurenturm
- 6 Reichturm
- 7 Schüllerturm
- 8 Nicolaiturm
- 9 Matthlasturm

Nach: R. Schrammek, Verkehrs- und Baugeschichte der Stadt Bautzen.
VEB Domowina-Verlag Bautzen 1984, Seite 91

Skizze 2



Skizze 3



gemacht. Um die Darstellungen im Diorama mit der Wirklichkeit annähernd in Übereinstimmung zu bringen – um das Auge zu „überlisten“ – ist die Anfertigung eines Modells aus Zeichenkarton, das Probieren und Suchen nach einer effektiven Lösung ein guter Weg.¹

Bewährt hat sich auch, beim Bau eines Gebäudes die Erdgeschoßhöhe 4 bis 5 cm zu halten und die folgenden Stockwerke entsprechend kleiner: erste Etage 3,5 cm, zweite Etage 3 cm, dritte Etage 2,7 cm. Auch hierbei sollte der Dioramenbauer experimentieren und herausfinden, was am besten wirkt. Da Modellhäuserwände oftmals sehr glatt wirken, haben wir sie mit einem dünnen Auftrag von Holzkitt versehen und erst dann die farbliche Gestaltung vorgenommen. Damit ist auch die Möglichkeit gegeben, abgeplatzte Putzstellen und Mauerwerksstrukturen ohne größeren Aufwand darzustellen. Probleme bereiten uns die verschiedenen Fensterkreuze, die Dachschindeln, die Dachziegel sowie bestimmtes Beiwerk. Zwar bietet Bundesfreund Brock entsprechende Lösungen an, allerdings befriedigen sie uns nicht in jedem Fall. In den Sortimentsbeuteln des Zubehörs für die Modelleisenbahn haben wir in den Prägestücken für Holzschindeldächer brauchbare Lösungen gefunden. Das Verfahren, die Dachziegel einzeln oder in der Reihe auszuschneiden, bringt optisch gute Ergebnisse, ist aber sehr zeitaufwendig. Fensterkreuze werden häufig in Form von farblichen Hervorhebungen oder durch schmale weiße Papierstreifen dargestellt. Bei einer stärkeren Untergliederung der Fenster, wie wir sie im 16. und 17. Jahrhundert finden, verschwindet die Glasfläche dann allerdings durch die entsprechenden Papierstreifen. Wie lösen unsere Dioramenbauer dieses Problem? Wer ist bereit, Fensterkreuze zu gravieren?

Bei der Darstellung des Beiwerks stoßen wir auf eine Reihe von Fragen, die sicher auch für andere Freunde interessant sind. Seit wann sind Dachrinnen bekannt? Wie war die Bebauung der Straßen geregelt? Welche Änderungen traten hier auf? Seit wann kann man von einer Straßenbeleuchtung sprechen? Welche Formen hatten die ver-

schiedenen Beleuchtungskörper in den unterschiedlichen Zeiten?

Beachtet werden sollte auch, daß eine Straßenpflasterung in Deutschland relativ spät auftritt. Unsere mittelalterlichen Städte hatten kaum befestigte Straßen. Auch außerhalb der Städte waren die Straßen kaum befestigt. Die Frondienste zum Wegebau dienten in erster Linie der Instandsetzung der Fahrwege. In vielen Gegenden Deutschlands und sicher auch der übrigen europäischen Länder wechselte der Verlauf der Straßen, Breiten von zwanzig Meter und mehr waren nicht außergewöhnlich.²

Als Dioramenbauer bereitet uns der Übergang von der Aktionsebene zum Rundhorizont immer wieder Kopfzerbrechen. Bundesfreund Schneider (Ruhland) † war bestrebt, den Übergang von der Grundplatte zum Horizont durch Bodenwellen zu verdecken. (Skizze 2) Bei dem Diorama „Bau des slawischen Burgwalls“ wurde der Übergang durch das Hinüberziehen der Aktionsebene in den Rundhorizont versucht. (Skizze 3) Der in mehreren Schichten aufgetragene Holzkitt wurde so verschliffen, daß der Übergang zum Rundhorizont nicht zu sehen ist. Aber sicher gibt es bei unseren Bundesfreunden weitere Erfahrungen, die hier dargestellt werden können.

In den Diskussionen zur Problematik des Dioramenbaus bei der Darstellung der neuesten Zeit sind wir in Erfurt mit der Aussage konfrontiert worden, daß wir Zinnfigurensammler und keine Modellbauer seien.

Aber bei der Darstellung im Diorama geht es doch nicht nur um die Figur, sondern auch um die historische Einbettung. Betrachten wir die Dioramen von Karl Stemmler, Helmut Kempfer, Herbert Große, Erwin Ortmann, Walter Brock, Helmut Braune und all der anderen Bundesfreunde, so finden wir die Figur immer in der Kombination mit dem Modellbau. Helmut Kempfer und Wolf-Peter Sander haben bei der Darstellung des Bergbaus zur Zeit Agricolas sehr wohl die Aufgaben eines Modellbauers mit übernehmen müssen. Die Dioramen von Karl Stemmler im Armeemuseum Dresden und im Torhaus Dölitz bestechen neben der Bemalung der Figu-

ren, dem Arrangement vor allem durch den hervorragenden Modellbau.

Die Frage, ob Zinnfigurensammler oder Modellbauer, ist nach unserer Auffassung nicht richtig. Vielmehr geht es um die Verbindung zwischen Zinnfigur und Modellbau. Dort, wo eine gelungene Synthese von Figur und Modell gefunden worden ist, wird der Autor selbst Befriedigung empfinden und auch durch andere Anerkennung finden. In den Fällen, in denen der Modellbau die Figur erdrückt, wird die Kritik des Betrachters nicht ausbleiben. Das trifft sowohl für die Dioramen mit den Darstellungen der Antike wie auch für solche mit Darstellungen der neuesten Zeit zu. Die Möglichkeiten, die von den Bundesfreunden Hans-Günter Eschke und Erwin Ortmann im Arbeitsmaterial „zinnfiguren“ 1986.3 angesprochen worden sind, sollten weiter diskutiert werden. Dabei sollte geklärt werden, was dargestellt werden kann und welche Mittel dazu gewählt werden. Aus der Fülle der Möglichkeiten ist klug auszuwählen, wo die Zinnfigur die beste Darstellung bietet oder wo andere Medien die gleichen Ergebnisse bringen können. In diesem Prozeß sind die Möglichkeiten und Grenzen der Darstellung mittels der kulturhistorischen Zinnfigur auszuloten.

In einem Brief vom 25. April 1983 schrieb uns der leider viel zu früh verstorbene Karl Stemmler:

*Doch beim Dioramenbau
bist Du niemals restlos schlau.
Lernen mußt Du immer weiter,
wenns auch schwierig manchmal, leider!
Kommen werden immer Sachen,
die Dir Kopfzerbrechen machen.
Kämpfen mußt Du mit Problemen,
die den Arbeitsablauf hemmen.
Viel muß Phantasie ausgleichen,
sonst wird nichts Gescheites draus!
Gib Dir Mühe Du altes Haus,
dann kannst Du vielleicht erringen
mal ein Lob für das Gelingen.*

Lassen Sie uns in diesem Sinne weiter unsere Dioramen gestalten und unser Arbeitsmaterial zu einem Mittel des Erfahrungsaustauschs werden.

LITERATUR

- 1 Walter Brock: *Technik des Dioramenbaus*. Weimar 1981 = methodische hefte offizin zinnfigur 1
- 2 Gerhard Billig und Renate Wißwa: *Altstraßen im sächsischen Vogtland*. Plauen 1987 = Schriftenreihe Vogtlandmuseum Plauen 55

Neue Figuren

Die nachstehend besprochenen Figuren des Herausgebers Horst Tylinski tragen keine Typennummern. Es ist also der Findigkeit der 1813-Experten überlassen, sie zu erkennen und richtig einzuordnen.

Die Redaktion

Auf den Tafeln 1 und 2 sind Neuerscheinungen von Horst Tylinski, Achtermannstraße 53, Berlin 1100, zu sehen. Die vom Herausgeber gemachten Angaben sind zu spärlich, um eine Beurteilung der Figuren abgeben zu können, die sowohl dem Anliegen Rechnung trägt, bisher noch nicht vorhandene Typen zu dem umfangreichen Angebot für 1813/1815 zu bekommen, als auch um den Bemühungen des Zeichners und Graveurs gerecht zu werden. Letzteres betrifft vor allen Dingen die wissenschaftliche, uniformkundliche aber auch anatomische Vorarbeit und die Studien, die bei den vorliegenden Figuren für den ersten Fall offensichtlich vorliegen, beim zweiten leider nicht mit der notwendigen Konsequenz zu Ende gebracht wurden. Von Bundesfreund Dr. Gerd Schramm sind neuere Figuren, die er als Zeichner und Graveur geschaffen hat, bekannt, die mit Abstand eine Verbesserung des äußeren und auch inneren Reliefs aufweisen, so daß angenommen werden muß, es handelt sich bei diesen Typen um Arbeiten einer früheren Zeit.

Französische Infanterie: Die Tschakos sind etwas zu niedrig und ähneln in ihren Proportionen mehr denen der sächsischen oder preußischen Jäger. Den Gewehren fehlt zum Teil der Riemen. Den gezeigten vorderen Mantelaufschlag gab es laut Reglement nicht, er ist aber für Waterloo verbürgt. Eine Verwendung für 1813, zum Beispiel für die Völkerschlacht, erscheint bedenklich. Wenn, dann ist jedoch die Mantelrolle zu entfernen oder als Deckenrolle zu malen, die auf eini-

gen Abbildungen nachgewiesen ist. Bei dem ersten Adlerträger ist die Fahnenstange zu kurz. In dieser Art würde das Tuch in der Bewegung die Sicht des Trägers entscheidend behindern. Das Verhältnis Tuch zu Stange war etwa 1 zu 2,5. Der zweite und dritte Adlerträger hat jeweils zwei Pistolen getragen, aber nicht in der gezeigten „amerikanischen“ Manier, jeweils rechts und links eine, sondern in einer Doppelpistolentasche vorn links. Der Fanionträger ist als Kombinationsfigur zu verstehen. Entweder ist das Fanion oder das Bajonett zu entfernen. Soweit bei den Patronentaschen sichtbar, fehlen die Beschläge. Beim Offizier zu Fuß fehlen die Ärmelpatten, da er ja einen Frack trägt.

Russische Infanterie im Sturm: Die Gewehrriemen fehlen auch hier bei einem Teil der Typen. Die Tschakos sind in der Proportion sehr einprägsam, aber zum Teil doch etwas überzogen. Das Verhältnis der Höhe zur Breite war etwa 1 zu 1,5. Die Fahnenstange ist auch hier etwas zu kurz. Da der Tschakobehang bei der russischen Infanterie sehr lang war und bis über die Schulter ging, wurde er im Sturm um den Pompon oder Stutz gelegt. Das zeigen die Figuren recht deutlich. Dann fehlt aber die relativ lange Behangsschnur auf der rechten Seite.

Preußische Infanterie: Auch hier fehlen die Gewehrriemen.

Es muß noch etwas zu den Proportionen der Typen gesagt werden. Bei dem Großteil der Figuren ist der Kanon nicht eingehalten. Der menschliche Körper hat in der Normalfigur einen Kanon von acht Kopflängen, das heißt, die Körperhöhe ist das Achtfache der Kopfhöhe. Darauf bauen sich alle anderen Proportionen auf. Es ist zum Beispiel bei einigen Figuren das Knie genauso dick wie der Kopfdurchmesser. Das dürfte selbst bei Berücksichtigung etwas weiterer Hosen nicht dem Normalfall entsprechen. Das Pferd des russischen Offiziers ist in der Vorderhand zu niedrig, der Hals hat zum Kopf kein Verhältnis.

Insgesamt gesehen sind die Typen als Maskefiguren jedoch verwendbar und eine Bereicherung des Angebotes.

Walter Brock

Auf TAFEL 1 sind drei Vitriinenfiguren abgebildet, deren Formen Friedrich Martin, Kurze Straße 6, Neubrandenburg 2000, besitzt.

Das ist einmal ein Fliegerabwehrraketenschütze der Nationalen Volksarmee 1989 mit dem tragbaren Fla-Raketenkomplex „Strela 2“. Zeichnung und Gravur von Ernst Seidel sind sehr lebendig und wohlproportioniert. Zur Bemalung: Stahlhelm grau-grün; Kampfanzug grün, braun und dunkelbraun gestrichelt (Striche und Zwischenräume gleich stark); Waffe: Visiereinrichtungen schwarz, Raketenkomplex dunkelgrün, Startmechanismus mittelgrün, Trageriemen dunkelgrün; Schutzmaskentasche dunkelgrau; Koppel grau; Tragetasche für Startmechanismus mittelgrau.

Die Figur Arkebusier zu Pferd für den Dreißigjährigen Krieg wurde zur Zweiten Bezirksausstellung Neubrandenburg geschaffen, die leider kurzfristig ausfallen mußte. Zeichnung und Gravur der imposanten Type stammen gleichfalls von Ernst Seidel.

Der französische Revolutionssoldat (bereits in zinnfiguren 1990.1 bemalt abgebildet) wurde ebenfalls von Seidel gezeichnet und graviert. Er sollte ursprünglich zu der wegen Quartiernot ausgefallenen 11. Zentralen Tagung in Erfurt erscheinen, wurde aber dann als Tagungsfigur zum Zentralen Seminar anlässlich des 100. Geburtstages von Johannes Frauendorf und des 20. Todestages von Franz Karl Mohr in Görlitz herausgegeben. Die Zeichnung ist, mit Unterstützung von Bundesfreund Gerhard Würker angefertigt worden. Den Formstein stellte Bundesfreund Erwin Ortman zur Verfügung, der auch Hinweise zur Gestaltung gab. Die starke Nachfrage nach dieser sehr gut gelungenen Type bewirkte, daß sie nicht, wie vorgesehen, nach dem Seminar abgeschliffen wurde, sondern als Form erhalten blieb.

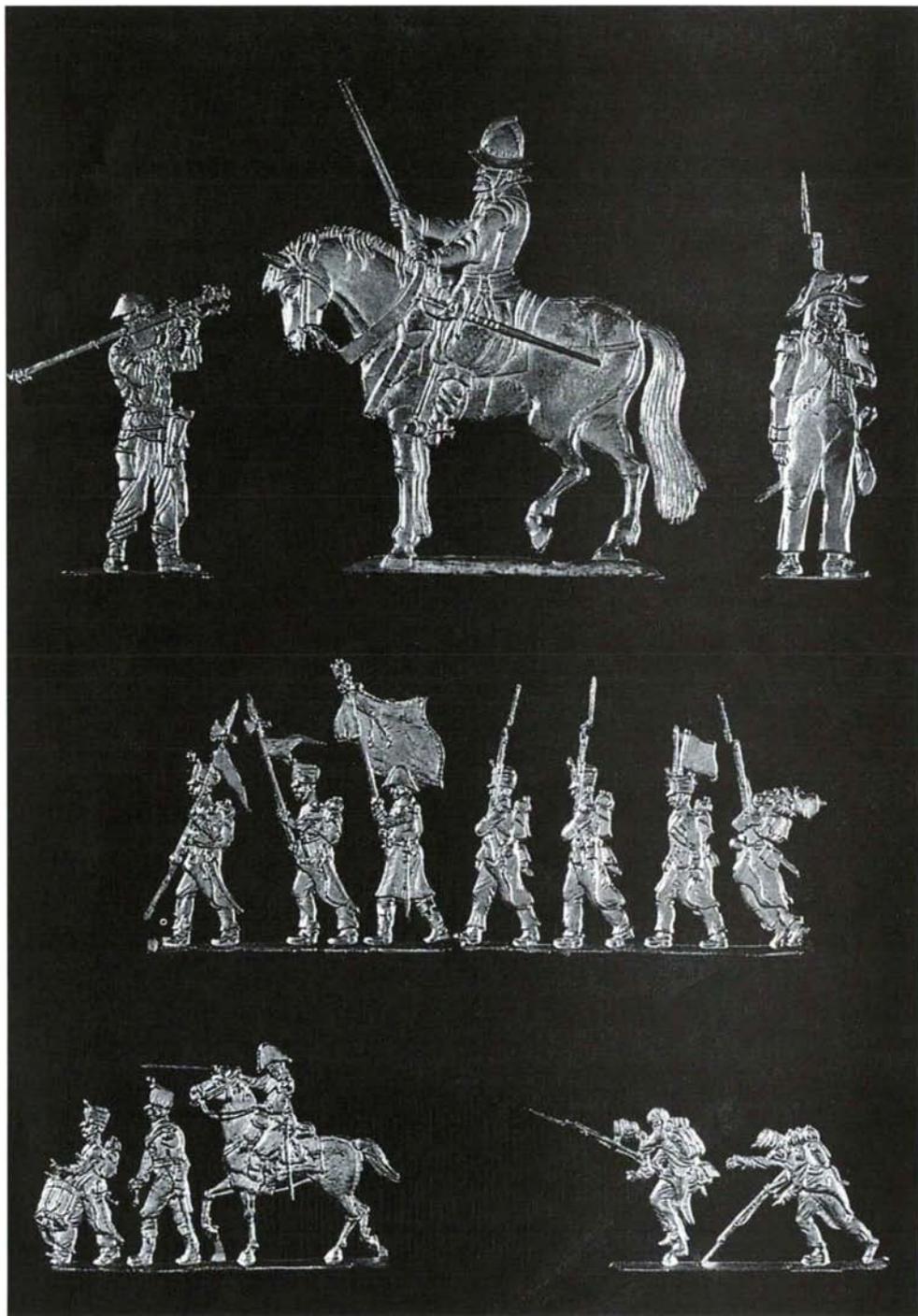
TAFEL 3 zeigt neue Skythenfiguren, die bei Hubert Hartinger, Scheffelstraße 3, Franckenberg 9262, zu haben sind. Sie gehören zu einer Serie „Skythen auf dem Kriegsmarsch“, die noch weiter vervollständigt wird. Die einwandfreien Zeichnungen von Fritz Gorges

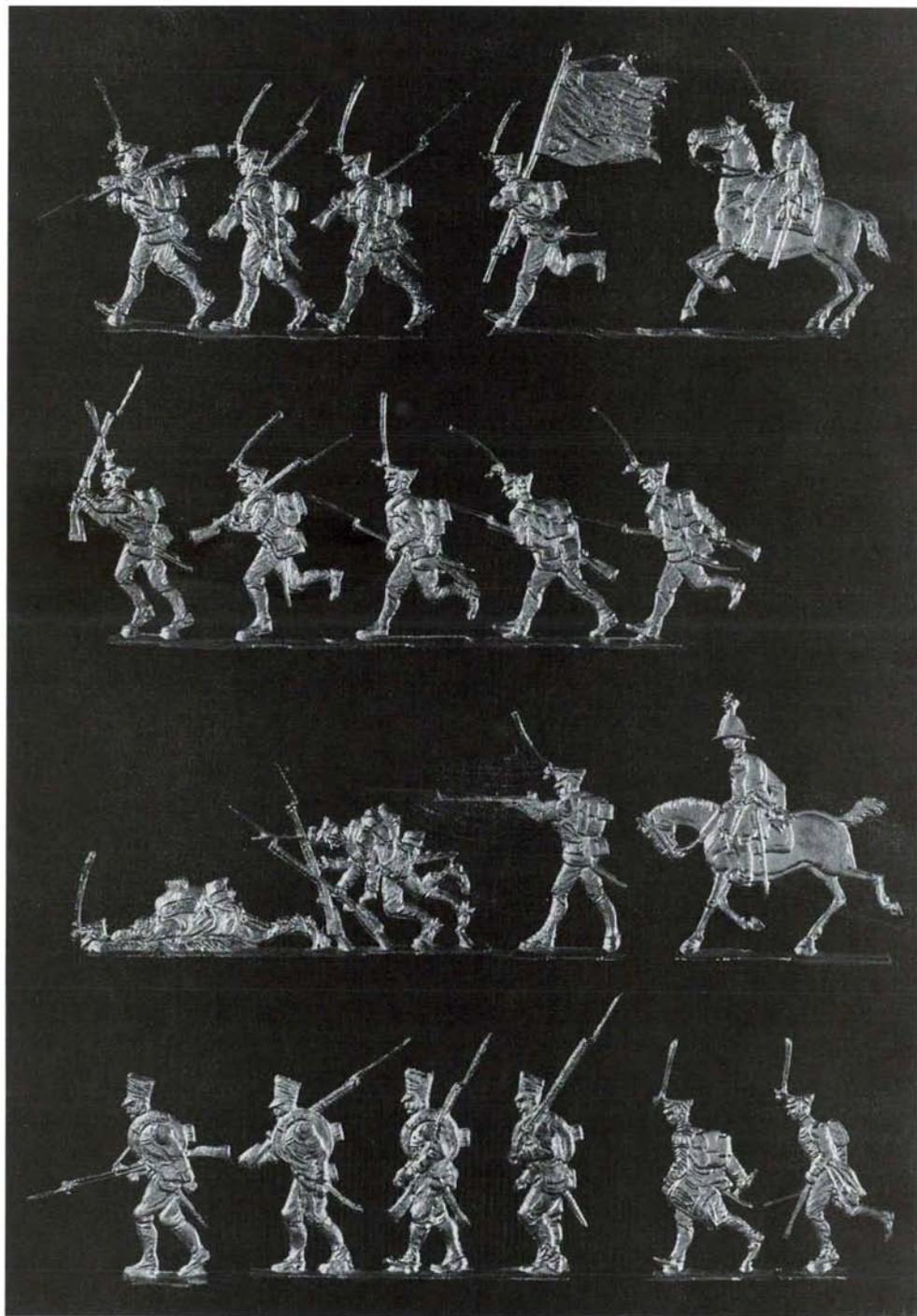
wurden diesmal von Hermann Kaiser in bester Qualität graviert. Das Verhältnis des Menschen zum kleinen kräftigen Pferd, dem man die Przewalski-Abstammung ansieht, ist sehr gut getroffen, auch bei den Rindern ist die sonst übliche moderne Größe vermieden. Wagen und Tragtiere sind durch aufsetzbare Gepäckstücke vielseitig auszurüsten.

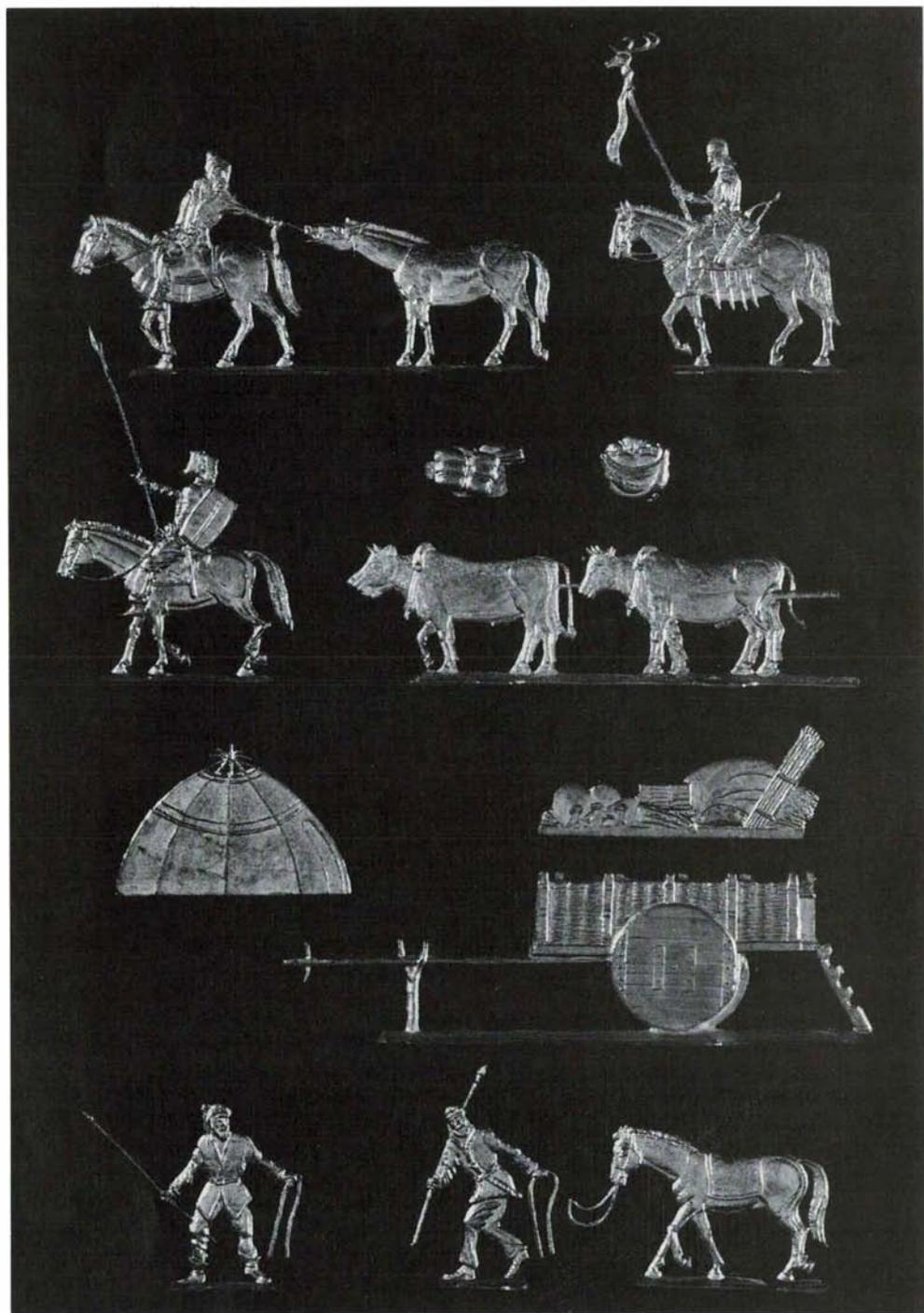
Auf der Tafel sind abgebildet: H-Sk 3 Skythe zu Pferd mit Packpferd profil, 7 Feldzeichenträger zu Pferd, 9 Gepäck für Packpferde, 14 Anführer zu Pferd, 15 ein Paar Zugochsen im Schritt und 16 ein Paar Zugochsen im Schritt mit Deichsel, 17 zweirädriger Karren, 17 a Einsteck-Jurte für Karren, 18 Einsteckgepäck für Karren, 19 a Ochsentreiber, 19 b Ochsentreiber, 19 C/I Packpferd.

Hubert Hartinger gibt auch wertvolle Bemalungshinweise: „Die Bekleidung der Skythen bestand im wesentlichen aus Leder, doch kam gelegentlich auch textiles Gewebe vor. Verziert wurde die Kleidung durch Leder- oder Textilapplikationen, schwarze Glasperlen, Gold- und Kupferplättchen. Die Bekleidung der Frauen war farbenfroher als die der Männer. Die Pferde ähnelten in der Farbe unseren heutigen Haflingern. Mähne, Schweif und Fesseln waren jedoch dunkelbraun. Applikationen: rot, rotbraun, dunkelkirschrot; Leder: weiß, ocker, strohgelb, hellbraun, dunkelbraun; Gewebe: weiß, grau, hellbraun, rotbraun, weniger häufig gelb, blau, grün, rot, hellrot, dunkelrot, kaffeebraun; Pelz: weiß, braun, rotbraun, gelbbraun gefleckt, schwarz; Filz: weiß, braun, rot; Schmuck: Gold- und Kupferplättchen, schwarze Glasperlen.“

Erwin Ortman







Die Gefangennahme Blüchers am Kavelpaß 1760

Gebhard Lebrecht von Blücher ist uns allen als der volkstümliche Feldherr, respektvoll „Marschall Vorwärts“ genannt, bekannt. Blücher war nicht immer in preußischen Diensten. Kurzzeitig trug er den schwedischen Soldatenrock, als er sich fünfzehnjährig heimlich in das „Blaue Regiment“ der Husaren eintragen ließ. Am 29. August 1760 wurde er am Kavelpaß von preußischen Husaren des Belling-Regiments festgenommen.

Über dieses Ereignis gibt es viele Aussagen in der Literatur. Johann Daniel Rumpf schildert die Begebenheit in seiner Schrift „Fürsten Blücher's von Wahlstadt . . . Heldenthaten“, Berlin 1814, wie folgt: *Gebhard Lebrecht von Blücher, der jetzige Feldmarschall, Fürst von Wahlstadt, war im zweiten Jahre seines Dienstes als Junker auf Feldwache. Der commandirende Officier gab ihm einen avancirten Unterofficier-Posten, mit der Ordre, daß, wenn die vor ihm stehenden schwarzen Husaren ihn angreifen würden, er sich zurückziehen sollte, sich aber darauf verlassen könnte, daß er mit dem Haupttrupp ihn abwarten und aufnehmen würde. Der Tag und die Nacht vergingen ruhig. Gegen Morgen meldete ein auf Feldwache stehender schwedischer Husar dem Junker von Blücher, daß vor dem Posten im Walde sich etwas bewege, und es preußische Husaren sein müßten. Der Junker von Blücher ritt mit seiner Feldwache vor; kaum kam er gegen den Wald, so stürzte ein Haufen preußischer schwarzer Husaren aus dem selben. Blücher war zu schwach, um ihnen Widerstand zu leisten und mußte sich zurückziehen. Er hoffte indeß den Officier zu treffen, von welchem er detachirt war; allein dieser hatte nicht Wort gehalten, und war schon zurückgegangen. Das Pferd des Junkers von Blücher wurde durch eine Kugel verwundet, und er selbst von dem Husaren Martin Krause gefangen genommen.*

Ein gewisser Gossel berichtet in seiner 1862 herausgegebenen Schrift „Blücher und seine Zeit, ein Lebensbild auf historischem Grunde“, daß jener Husar, der Blücher gefangen nahm, folgendes erzählte:

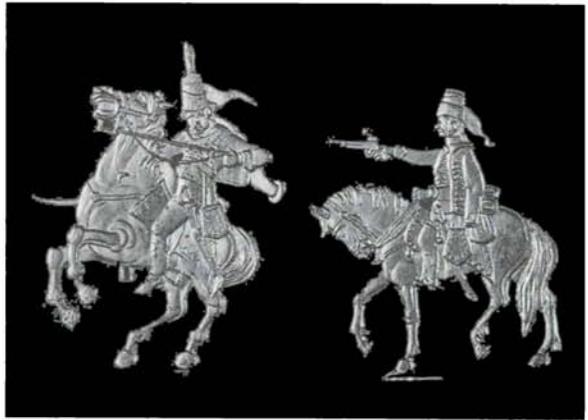
„Dieser begann: *Ich war'n Ackerknecht und sollt'n solcher mein Lebtag bleiben; aber dazu hatt' ick blitzwenig Lust. Was macht ick! Ick riss aus, ließ Vating und Muting im Stich und liefschnurstracks zu dem ollen Fritzen und ließ mich bei den Bellingschen Husaren anwerben.*

Es war Anno 1760, wir standen bei Suckow an der Ucker, gegenüber hielten die Schweden und neckten und höhnten uns weidlich, besonders so ein windbeutelicher Cornet, sonst aber ein allerliebster Bub'. Mit seiner Kikerikistimme schalt er uns Feiglinge, die keine Courage, sondern das Herz in den Hosen hätten, zeigt am Ende mit klatschigem Handschlag auf Theile seines Leibes, die weniger zur Vertheidigung, als zu friedlichen Verrichtungen bestimmt sind, kurz, er macht's n' Bissel gar z' bunt, so daß icks nit länger kunt ertrag. Ick gab dem Pferde die Sporen und rief'n schon von Weitem zu: Wart' nur Bübel, werd di schon schlachte.

Ganz erstaunt in sichtlicher Erinnerung an diese Worte, rief Blücher: *Heunemann, wahrhaftig, das schrie mir der Husar damals wirklich entgegen. Erinnerè mich ganz genau. Also wäret Ihr wirklich jener Husar der mich gefangen nahm?*

Man weiter General Erzellenz, ick bin noch nich fertig, rief Heunemann. Ick ritt also vorwärts nach meinem Naseweis, schoß sein Pferd vor den Kopp, daß es zusammenstürzte und den lustigen Fahnenjunker unter sich begrub. Die anderen Kameraden waren mir gefolgt und während ick mein Bübel vorzug und gefangen nahm, leuchteten sie die anderen Prahlhänse heim. Gottes Wunder, wie strampelt' mein kleiner Milchbart . . .“

Ob der Husar, der Blücher nun wirklich zum Gutshaus nach Galenbeck brachte, wo sich der Stab des Obersten Belling befand, Landeck, Heunemann oder Pfennig hieß, wesentlich ist, daß die Gefangennahme in ähnlicher Form erfolgte. Auch über den Ort der Gefangennahme wird redlich gestritten, aber die historischen Tatsachen bestimmen den Kavelpaß zu jenem „schicksalhaften“ Orte. Der Kavelpaß war zu jener Zeit einer der wenigen Übergangsstellen über den Großen Landgraben. Seine Ufer waren sumpfig und darum für große taktische Manöver sehr un-



geeignet. Das Gelände ist flach. Hinter dem Graben in Richtung Friedland kann man einen Hohlweg annehmen.

Schwedische Uniform: Das „Blaue Husarenregiment“ war wie folgt gekleidet: Dolman, Pelz und Überhosen dunkelblau; Pelzvorstoß schwarz; Verschnürung gelb (Offiziere golden); Borte der Überhosen gelb; Stiefel schwarz mit gelber Borte; Hose und Lederzeug naturlederfarben; Halsbinde schwarz; Flügelmütze unten schwarz, oben gelb; Flügel oben gelb bordiert, auf der Stirnseite (noch im schwarzen Teil) eine weiße Rosette; Fangschnüre gelb (Offiziere golden); Schabracke blau mit gelbgezackter Borte; Stutz weiß (kann im Felde entfernt werden).

Preußische Uniform: Das Regiment Nummer 8 der Bellingschen Husaren trug 1760 folgende Uniform: ganz schwarze Montur mit grünem Kragen und Aufschlägen. Schnüren und Schabrackenbesatz; gelbe Knöpfe; grün und gelbe Schärpen; schwarzlederne Säbeltasche. Die Flügelmütze zeigte ein liegendes Skelett mit Sanduhr und der Aufschrift *Vincere aut mori*. Daher trug das Regiment auch den Namen *Der ganze Tod*.

Hans-Werner Ribbecke

Die ersten beiden Figuren zur Serie „Gefangennahme Blüchers 1760“, herausgegeben von Hans-Werner Ribbecke, Straße der Freundschaft 51 a, Pasewalk 2100; GB 1 Husar auf sich bäumendem Pferd (Blücher), Z und G Ernst Seidel; GB 2 Husar mit Pistole schießend, Z Hartwig Neuwald, G Ernst Seidel. – Es folgen noch GB 5 (Gruppe) preußischer Husar Blücher greifend, GB 4 fliehender schwedischer Husar, GB 5 und 6 verfolgende preußische Husaren.

150 Jahre Heinrichsenfiguren Eine bemerkenswerte Neuerscheinung

Das Zinnfigurenmuseum Zürich und die „Figurina Helvetica“ (Mitteilungen der Schweizerischen Gesellschaft der Freunde der Zinnfigur) gaben 1989 eine Monographie zur Geschichte der Zinnfigur als Kinderspielzeug unter dem Titel „150 Jahre feinste Zinn-Compositionsfiguren Ernst Heinrichsen Nürnberg“ heraus, die nicht über den Buchhandel vertrieben wird. Der Text wurde von Alfred R. Sulzer verfaßt, die Fotografien sind von Bruno Mancina und Franziska Bodmer Mancina. Der Veröffentlichung ist ein Bilderstammbaum der mit der Fabrik von Ernst Heinrichsen verbundenen Nachkommen vorangestellt.

Die Lizenz des Magistrats der Stadt Nürnberg vom 9. September 1839 gestattete dem aus Schlesien kommenden Graveur Ernst Karl Peter Heinrichsen das „Gießen bleierner Kinderspielwaren aus sogenanntem Rose'schen schnellflüssigen Metalle“. * Die Firma wird noch heute von Nachfahren des Gründers betrieben. Formenbestand und Archiv sind über sechs Generationen hinweg bewahrt und erhalten geblieben. Die Familie Hinrichsen stammte aus Kopenhagen. Ihr Name wandelte sich in Deutschland über Heinrichsohn zu Heinrichsen.

Eingehend schildert Sulzer die Geschichte der Firma. Ernst Karl Peter Heinrichsen arbeitete seit 1826 oder 1827 als Geselle bei dem Zinngießer Ch. Ammon und dann bei dessen Witwe und besuchte die Bossier- und Modellerschule. Er fertigte Stahlstanzen für Goldschmiede und andere Werkzeuge an, schnitt auch Siegelringe. Um die Zukunft seiner Familie zu sichern – er hatte 1833 geheiratet – brachte er das „Opfer“ und stieg von einem künstlerischen Beruf zu einem handwerksmäßigen Betrieb „herab“, was er sich gegen den Einspruch der 32 Meister des

Nürnberger Zinngießergewerbes schwer erkämpfen mußte.

Die ausgezeichneten Figurenschöpfungen Ernst Heinrichsens wurden skrupellos in Nürnberg, Fürth und Aarau kopiert. Sein mangelndes kaufmännisches Talent stand jedoch einer größeren Entwicklung der Firma entgegen. Wegen der unterschiedlichen Fußbrettformen, der meist fehlenden Signaturen und der zahlreichen Nachahmungen lassen sich heute die Heinrichsenfiguren vor 1870 nicht mehr genau identifizieren.

Als Zar Nikolaus I. 1854 für ein Kadetteninstitut 7 cm große Figuren aller russischen Garderegimenter bestellte und dazu von seinem Generalstab kolorierte Handzeichnungen geliefert wurden, arbeitete der 20jährige Sohn Wilhelm Heinrichsen drei Jahre an den Gravuren. Diese Zinnfiguren wurden sorgfältigst bemalt, Vergoldungen mit Blattgold aufgelegt. Dadurch entstanden der Firma Heinrichsen 15000 Gulden Kosten. Der Zar soll das Zehnfache bezahlt haben. In dieser Zeit ging man auch in der übrigen Produktion von dem „Einheitssoldaten“ ab, der nur je nach Nation verschiedenfarbig bemalt wurde, und schuf historisch getreue Figuren. Als erste Porträttype entstand der algerische Kabylenführer Abd el Kader. Wilhelm Heinrichsen führte nach 1876 bei den Serien in 40 mm Größe die Numerierung der Typen auf dem Fußbrett nach dem Vorbild der Berliner Werkstätten Söhlke oder Haselbach ein. Den Packungen lag dazu ein Personenverzeichnis bei. Wenn auch 1850/60 immer noch die 40 mm Größe vorherrschte, gab es schon vor 1840 Figuren in 30 mm Größe sowohl bei Heinrichsen als auch bei anderen Offizinen.

Durch die ersten Spannungen zwischen Vater und Sohn konnte Wilhelm Heinrichsen die Fabrik erst am 1. Mai 1869 übernehmen. Er brachte die Firma zu hoher Blüte und engagierte sich sehr im öffentlichen Leben der Stadt. Der Krieg 1870/71 brachte eine Hochkonjunktur für Zinnfiguren, und Wilhelm Heinrichsen gravierte monatelang werk-wie sonntags von 4 bis 20 Uhr. In den 70er Jahren übernahm er noch 1026 Formsteine der Firma Söhlke. Er selbst schuf in dieser Zeit die einmaligen Serien in 40 mm Größe vom Tro-

janischen Krieg bis zu den Indianern, schrieb dazu Textbüchlein und schuf Hintergründe in Farbdruck. Diese Serien brachten aber wegen ihres hohen Preises keinen geschäftlichen Erfolg, wurden eingestellt und errangen erst in unseren Tagen stärkste Beliebtheit. Dagegen eroberte Wilhelm Heinrichsen mit seinen 30 mm-Serien aus allen Epochen der Weltgeschichte und der Kulturgeschichte den Markt. Die Produkte erhielten eine Reihe von silbernen und goldenen Auszeichnungen auf Ausstellungen in Leipzig, München und Nürnberg. Bis 1881 gravierten Wilhelm und sein Sohn Ernst Wilhelm alle Formen. Dann aber übernahm Albrecht Städtler die Gravurarbeiten, der ab 1885 Ludwig Frank ausbildete. Städtler machte sich 1893 völlig selbstständig und Ludwig Frank wurde von der Firma Heinrichsen angestellt, für die er bis 1924 fast alle Formen gravierte.

Im Sommer 1888 erkrankten die Arbeitskräfte der Gießerei schwer an Quecksilbervergiftung. Der Metallhändler hatte quecksilberhaltiges Abfallzinn, wie es zu Spiegelbelägen verwendet wurde, geliefert und mußte 6000 Mark Entschädigung zahlen, die zur Hälfte den Gießern als Schmerzensgeld zukamen. Die Figuren wurden von Frauen und Kindern in Heimarbeit bemalt. Ihr Wochenlohn lag um 1910 bei 10 Mark. Die billigsten Figuren, von Heinrichsen selbst als „Schund“ bezeichnet, wurden von Gefangenen im Nürnberger Gefängnis „beschliffen“.

Die Monographie beschäftigt sich auch sehr eingehend mit dem kommerziellen Geschäftsablauf, der Produktion, dem Absatz im Inland und dem Export. In Nürnberg und Fürth wurden um 1890 jährlich an die 40 Millionen Zinnfiguren hergestellt. Heinrichsen war daran mit 4 bis 5 Millionen Stück beteiligt.

1908 starb der schwer zuckerkrankte Wilhelm Heinrichsen. Die Firma übernahm der schon um 1900 als Teilhaber tätige erste Sohn Ernst Wilhelm, der sorgfältig ausgebildet wurde. Unter anderem erweiterte er 1883 und 1884 seine kaufmännischen Kenntnisse in Sonneberg. Schon 1906 beeinflussten die erwachsenen Sammler die Zinnfigurenherstellung, und ab 1909 erschienen Serien auf

Anregungen von Sammlern. Begünstigt wird das durch den neuen künstlerischen Stil der Frankgravuren. Der erste Weltkrieg brachte wieder eine große Konjunktur mit sich, und bei Heinrichsen erschienen für 1914/18 über tausend Typen, meist in stark bleihaltigen Hartgußlegierungen und mangelfaß bemalt. Erst 1924 kündigte die Firma wieder „altgewohnte gute Malerei“ an. Nach 1918 waren Zinnsoldaten als Kriegsspielzeug verpönt, doch die erwachsenen Sammler von Zinnfiguren schafften es, daß wieder Zinnfiguren aller Geschichtsepochen gekauft wurden. Die Zusammenarbeit mit Paul Armont (Petrococcino), Professor Wilke, Bombled, Lockwood, Fritsch führte zu besten, historisch einwandfreien Figuren, meist von Ludwig Frank graviert. Zunehmend entstanden zivile Serien. In einem Prospekt wurde 1930 die Hoffnung ausgesprochen, „daß diese friedlichen Darstellungen auch jenen entgegenkommen, die den Soldat ablehnen“.

1938 stirbt Ernst Wilhelm Heinrichsen. Er hinterließ über 16000 Formen, von denen die Hälfte im 20. Jahrhundert graviert war. Seine älteste Tochter Hermine Heinrichsen übernahm die Firma und versorgte die Sammler mit blanken Abgüssen. Nach deren Tod 1976 führte ihre Schwester Luise Welsch-Heinrichsen bis zu ihrem Tod 1977 die Firma weiter. Dann beschäftigte sich die älteste Schwester Maja Grobe-Heinrichsen mit Sohn- und Schwiegertochter mit Aufräumungs- und Inventarisierungsarbeiten. Sie starb 1987. Ihre Tochter, Frau Dr. Hertha Grobe, wurde nun Firmeninhaberin und deren Schwiegertochter Dr. Brigitte Grobe begann 1979 den Betrieb zu beleben. Die Werkstatt ist mit zwei Mitarbeiterinnen besetzt, und die Figuren werden wieder in Heimarbeit bemalt.

Diese Geschichte der Firma Heinrichsen von Alfred Sulzer wird durch einige Beiträge aus den Mitteilungen der „Figurina Helvetica“ ergänzt. Rudolf Hanhart berichtet über „Kunst und Zinnfigur“ sowie über die Figuren zum russisch-türkischen Krieg 1877/78. Dr. B. Landmesser beschäftigt sich mit den Gruppen der Firma Heinrichsen für den Krieg 1870/71 sowie für die Napoleonischen

Kriege und A. Sulzer mit den Figuren zur Schlacht bei Murten 1476. Besonders wertvoll ist die ausführliche wissenschaftliche Studie von Wilhelm Uhlfelder (Leipzig 1899) über die Zinnmalerinnen in Nürnberg und Fürth, in der auf die soziale Lage dieser Heimarbeiterinnen eingegangen wird. Das Faksimile eines 20seitigen Warenverzeichnisses der Firma Ernst Heinrichsen vom Beginn des 20. Jahrhunderts schließt das sehr reich illustrierte Werk ab.

Erwin Ortman

Protokoll zu einem Auftrags-Diorama

1987

Durch den ZFA Zinnfiguren wird allen Bezirken die Aufgabe gestellt: Bau eines Diorama für die neue Ausstellung in der Gedenkstätte Eisenacher Parteitag 1869.

Durch den Direktor der Gedenkstätte, Oberstudienrat Dr. M. Günther werden drei Themen zur Auswahl vorgegeben:

Zum ersten Arbeitsbedingungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts,

zum zweiten Das Proletariat beginnt sich zu formieren und

drittens Der deutsche Arbeiteralltag.

1987/1988

Die Fachgruppe Weimar erarbeitet eine Konzeption, die alle drei Themen in einem Diorama vereint. Die Figurenbestellung erfolgt und mit dem Bemalen der ersten Figuren wird begonnen.

1988

Die erste Serie bemalter Figuren kann bereits zur zentralen Ausstellung anlässlich der

* Rose'sches Metall war eine Legierung aus einem Teil Zinn, einem Teil Blei und zwei Teilen Wismut, also bedeutend teurer als Zinn, und wurde von Heinrichsen nur als Vorwand angeführt, um den Begriff Zinn zu vermeiden.

Zu Seite 109:
Das erste Informationsmodell
des späteren Diorama
in der Gedenkstätte Eisenacher
Parteitag 1869

XI. Arbeiterfestspiele in Frankfurt an der Oder gezeigt werden.

Entsprechend der Weimarer Konzeption werden ein Pappmodell im Maßstab 1 zu 1 und eine Fotodokumentation zu diesem Modell gefertigt. Ein Satz Modellfotos wird nach Eisenach zur Begutachtung geschickt, ein Satz verbleibt in Weimar für die weitere Verständigung mit Eisenach.

OStR Dr. Günther stimmt der gefundenen Lösung mit dem Einbeziehen aller drei zur Auswahl stehenden Themen, der Größe und Gestaltung zu.

Mit der Umsetzung des Pappmodells zum Dioramenbau wird nun begonnen.

1988/1989

Über 100 Figuren werden durch die Bundesfreunde Hendrik Kalkofe und Marbod Gerstenhauer bemalt.

Das Fabrikgebäude wird durch Elmar Thiersch, Hendrik Kalkofe und Marbod Gerstenhauer gebaut, der Straßenzug durch Thomas Bruchelt und Hendrik Kalkofe.

1989

Nach Absprache zwischen dem Vorsitzen-

den des Bezirksvorstandes Erfurt der Gesellschaft für Heimatgeschichte OMuR Dr. Rolf Barthel und dem Direktor der Gedenkstätte kann das Diorama als Exponat für die zentrale Ausstellung gemeldet werden.

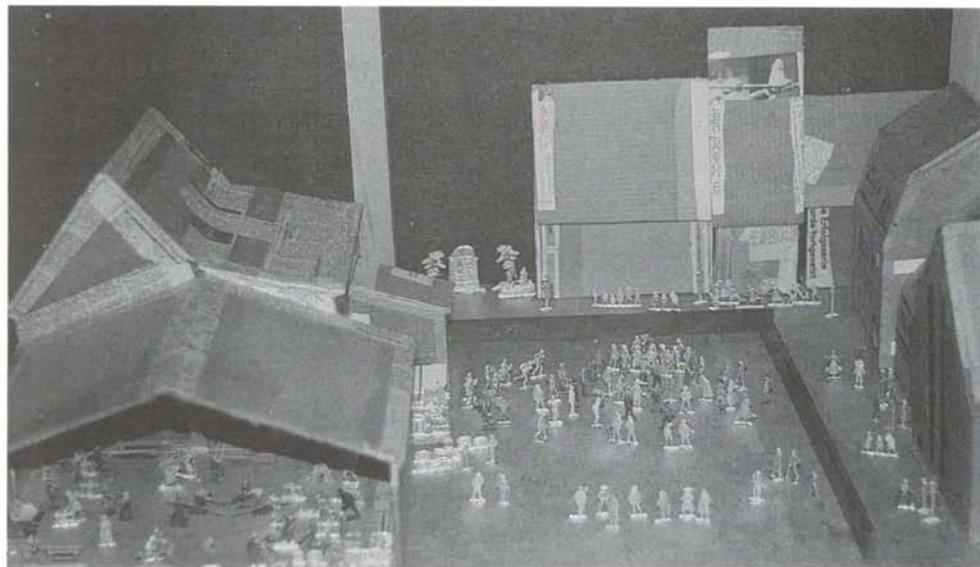
Am 13. August wird das fertige Diorama an den Bezirkssekretär Klaus Schmidt übergeben.

Am 29. September eröffnet die zentrale Ausstellung in Berlin. Das Diorama findet große Anerkennung. Der Präsident des Kulturbundes, Professor Hans Pischner, ehrt Marbod Gerstenhauer mit einer für diesen Anlaß geschaffenen Medaille der Gesellschaft für Heimatgeschichte.

Am 30. Oktober wird das Diorama nach Weimar zurückgebracht.

Am 17. November transportieren Marbod Gerstenhauer und Elmar Thiersch das Diorama nach Eisenach und bauen es in der ständigen Ausstellung der Gedenkstätte „Eisener Parteitag 1869“ fest ein.

OStR Dr. Günther selbst nimmt das Diorama ab und äußert Zufriedenheit über das gelungene Exponat, welches nun seinen Platz in einer Etappe der deutschen Arbeiterbewegung gefunden hat.



Die Konzeption sah eine Dioramengrundfläche von 1000 mal 700 Millimeter und eine lichte Höhe von 600 Millimeter vor. Bedingt durch ein Versehen in der Gedenkstätte mußten diese Maße auf eine Grundfläche von nur 610 Millimeter Tiefe, dafür aber eine Höhe von 720 Millimeter geändert werden. Das hatte gestalterische Konsequenzen. Die bereits fertige Häuserfront, der Fabrikhof und die Fabrikmauer mußten neu konzipiert und zum großen Teil neu gefertigt werden.

Bei einem Materialaufwand von 733 Mark und 563 Arbeitsstunden wurden der Gedenkstätte nur 1860 Mark in Rechnung gestellt.

Leider werden unsere Hinweise auf ein möglichst TGL-gerechtes Schreiben der Manuskripte in zinnfiguren 1988.1 noch nicht immer beachtet. Wir weisen deshalb nochmals darauf hin.

Für das Original-Manuskript sind weißes Schreibmaschinenpapier und gut färbende schwarze Farbbänder zu verwenden. Je zwei Durchschläge sind der Redaktion mit einzureichen. Letztere könnten auch Ablichtungen sein.

Geschrieben wird mit durchschnittlich nicht mehr als 60 Anschlägen je Zeile und 30 Zeilen je Seite. Absätze sind durch drei Leeransschläge am Anfang der Zeile (Einzug) zu kennzeichnen.

Überschriften und Zwischentitel sind ohne Sperrung oder Unterstreichung mit doppeltem Zeilenabstand zum Text zu schreiben. Angaben, in welcher Schriftgröße, ob in Großbuchstaben, halbfett oder kursiv gesetzt werden soll, erfolgen durch die Redaktion.

Computerschrift – oft auch mit schlechten Farbbändern geschrieben – ist für die Vorlage zum Satz nicht geeignet.

Das Redaktionskollegium

LITERATURHINWEIS

Zu dem Beitrag „Zum Jubiläum der Völkerschlacht“ in „zinnfiguren“ 1988.1, Seiten 4 bis 12, weisen wir darauf hin, daß das „Kriegsbüchlein“ abgedruckt wurde in Johann Daniel Falk, *Die Prinzessin mit dem Schweinerüssel*. Herausgegeben von Paul Saupé. Rütten & Loening, Berlin 1988, Seiten 463 bis 521. 17,80 Mark

Autoren

TEXTAUTOREN

Walter Brock, Architekt BDA/DDR
Otto-Militzer-Straße 10, Leipzig
7034
Marbod Gerstenhauer
Heinrich-Rau-Straße 27, Weimar
5300
Studienrat Karl-Heinz Hempel
Albert-Schweitzer-Straße 17, Hoyerswerda
7700
Johannes Leonhardt
Peterstraße 8, Görlitz
8900
Dr. Gerhard Möbius
Guerickestraße 21, Karl-Marx-Stadt
9031
Gerald Nadebor
Heidestraße 227, Dessau
4500
Erwin Ortman
Thomas-Mann-Straße 5, Weimar
5300
Hans-Werner Ribbecke
Straße der Freundschaft 34 a, Pasewalk
2100
Lutz Schmidtchen
Bennigsenstraße 3, Leipzig
7050
Bernd Stephan
Kalistraße 3, Staßfurt
3250

BILDAUTOREN

Walter Brock (Seiten 60 bis 66)
Fotoatelier Louis Held, Eberhard und Stefan
Renno, Marienstraße 1, Weimar 5300
(Figurentafeln und Reproduktionen)
StR Karl-Heinz Hempel (3 Zeichnungen)
Gerald Nadebor (5 Zeichnungen)
Städtische Kunstsammlungen Görlitz
(Seiten 50 bis 57)
Bernd Stephan (Textkarte Seite 84)

zinnfiguren

wird als Arbeitsmaterial für Sammler,
Freunde und Hersteller der Zinnfigur
herausgegeben vom Kulturbund
der Deutschen Demokratischen Republik,
Gesellschaft für Heimatgeschichte,
Zentraler Fachausschuß Zinnfiguren

Redaktion
Studienrat Karl-Heinz Hempel,
Erwin Ortman (Redakteure),
Professor Dr. sc. phil. Hans-Günter Eschke,
Obermuseumsrat Paul Kaiser,
Kerstin Krüger

Anschrift des Herausgebers
Kulturbund der DDR,
Gesellschaft für Heimatgeschichte,
Zentraler Fachausschuß Zinnfiguren,
Johannisstraße 2, Berlin DDR
1040

Anschrift der Redaktion
StR Karl-Heinz Hempel,
Albert-Schweitzer-Straße 17, Hoyerswerda
7700

Redaktionsschluß 20. November 1989

Layout Paul Kaiser
Herstellung Druckerei Fortschritt Erfurt,
Betriebsteil Nordhausen
Ag 205 - 152 - 1.0 - WV 13-1 - 1334/89
00800



Das von einem Kollektiv der Fachgruppe Weimar
unter Leitung von Marbod Gerstenhauer
für die Gedenkstätte Eisenacher Parteitag 1869
gestaltete Diorama
wurde für erfolgreiche Teilnahme an der Initiative
der Gesellschaft für Heimatgeschichte
mit Urkunde und Medaille (Bild oben) ausgezeichnet